

Die Wiederherstellung der Marienkirche in Frankfurt a. d. Oder.

Vom Geheimen Oberbaurat **Kickton** in Berlin.

Alle Rechte vorbehalten.

Wie bereits in einem in Nr. 71 des Zentralblattes der Bauverwaltung, Jahrgang 1922, erschienenen Aufsatz ausführlich dargelegt worden ist, war die seit dem Jahre 1826 nicht mehr durchgreifend instandgesetzte, sondern nur laufend unterhaltene Marienkirche in Frankfurt a. d. Oder im Laufe der Jahre in einen unwürdigen und

zum Teil gefährdenden Bauzustand geraten, der eine umfassende Wiederherstellung des ehrwürdigen Baudenkmals dringend erheischte. Das damals mitgeteilte Bauprogramm konnte inzwischen dank des tatkräftigen Vorgehens der Stadt als Patron der Kirche in seinen wichtigsten Punkten durchgeführt werden.

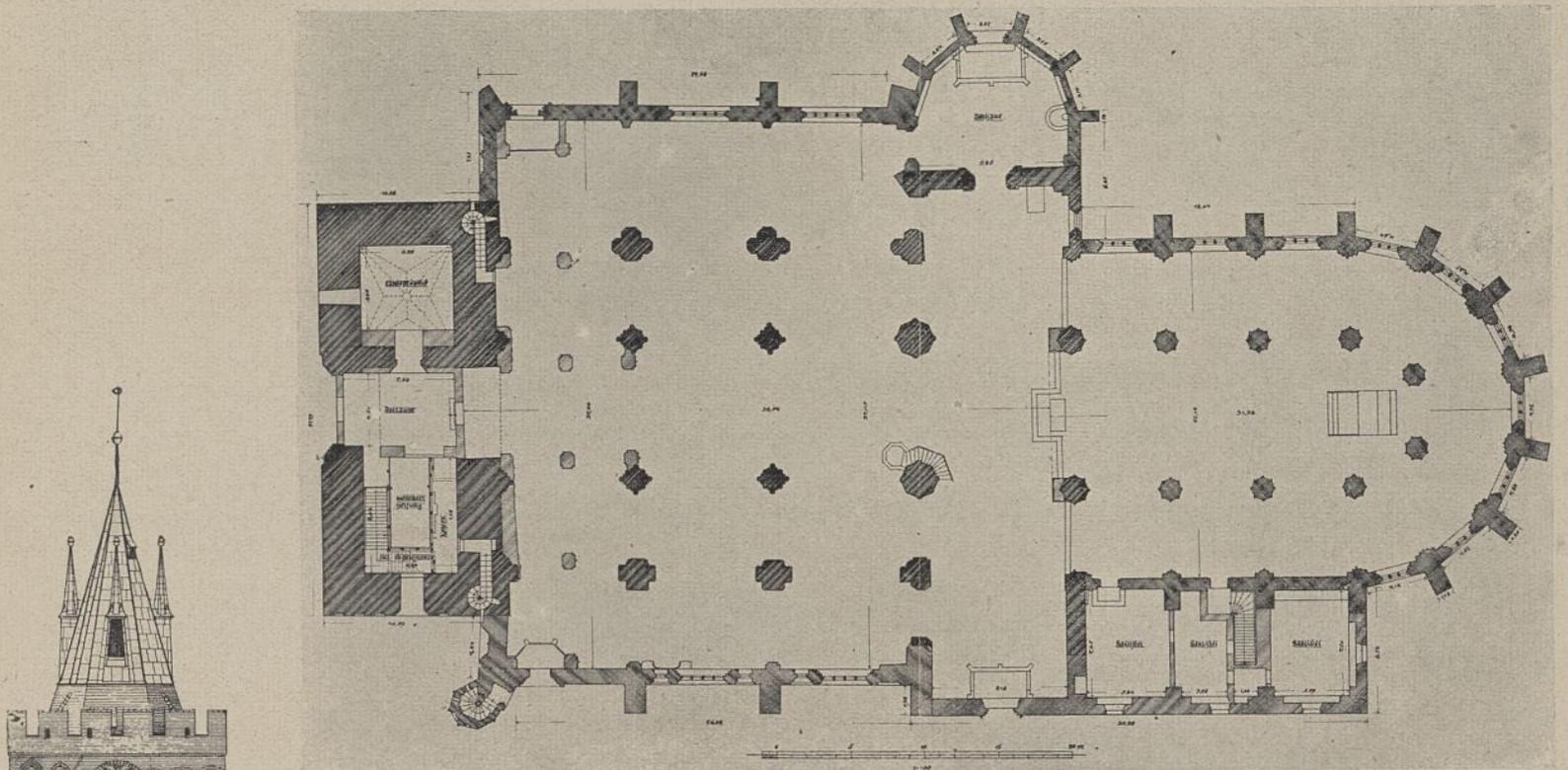


Abb. 1. Aufnahmezeichnung des Grundrisses, Zustand 1915. (Reg.-Baumeister Wenzel.)

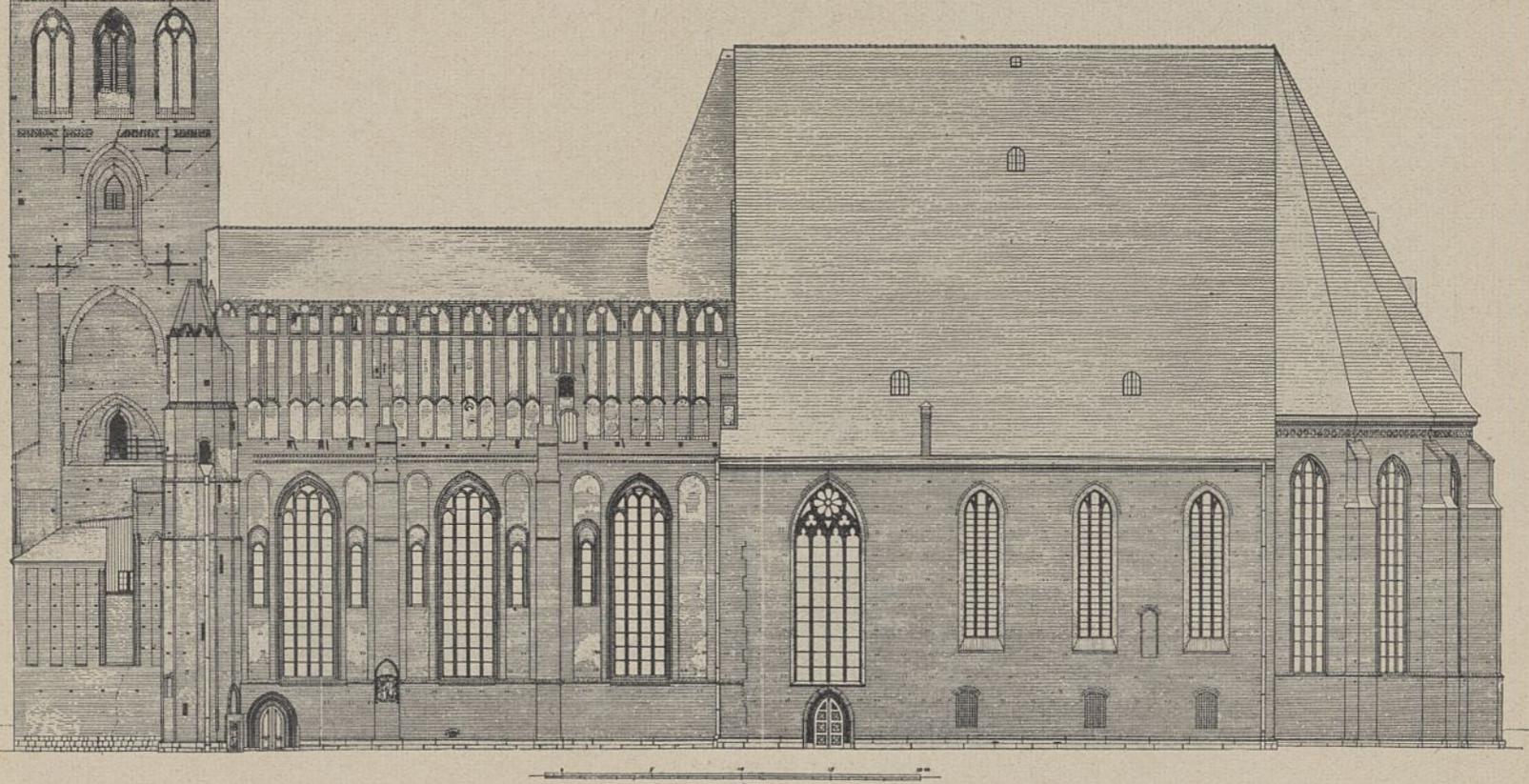


Abb. 2. Aufnahmezeichnung der Südseite, Zustand 1915. (Reg.-Baumeister Wenzel.)

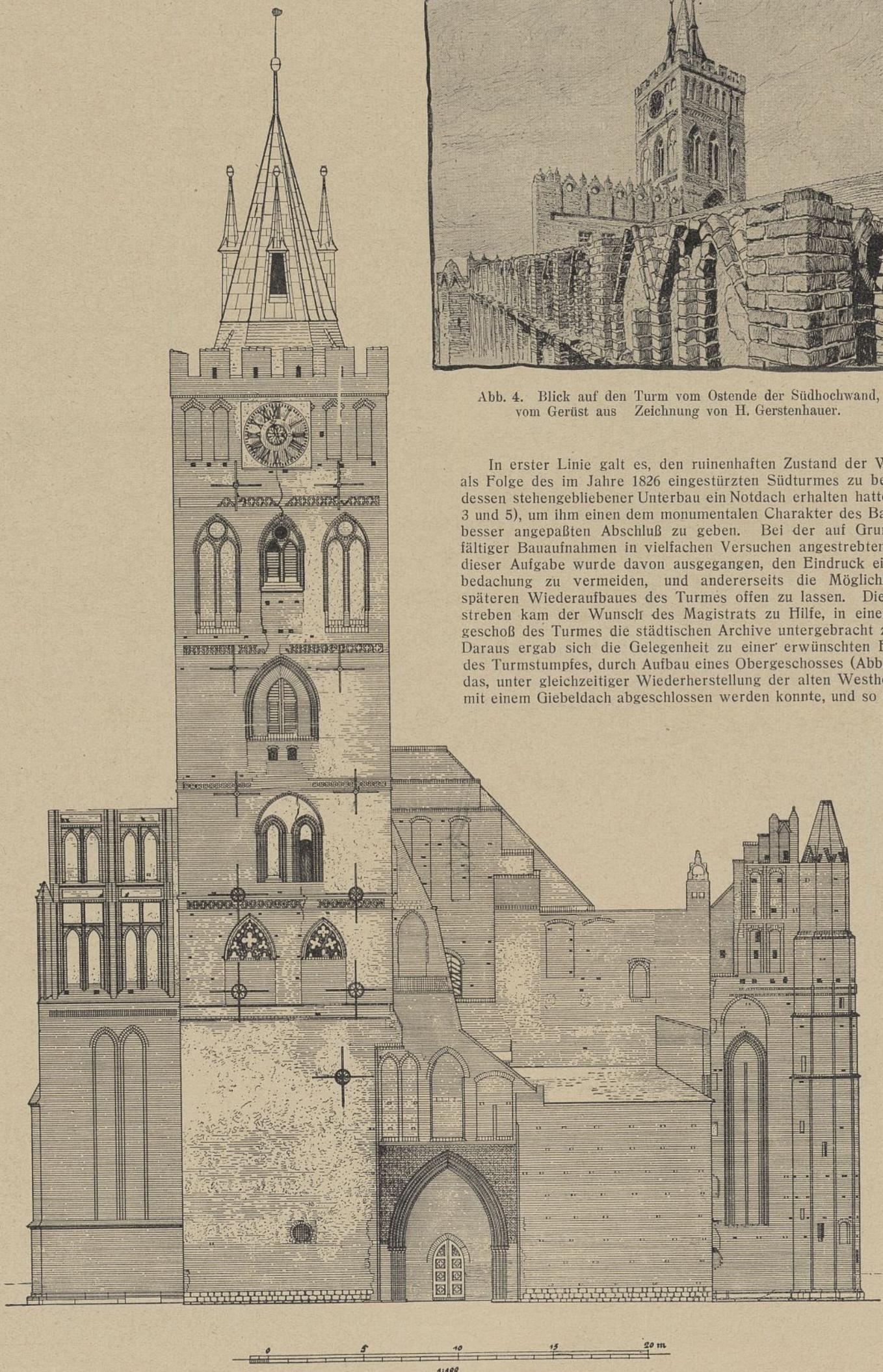


Abb. 3. Aufnahmezeichnung der Westseite, Zustand 1915. (Reg-Baumeister Wenzel.)

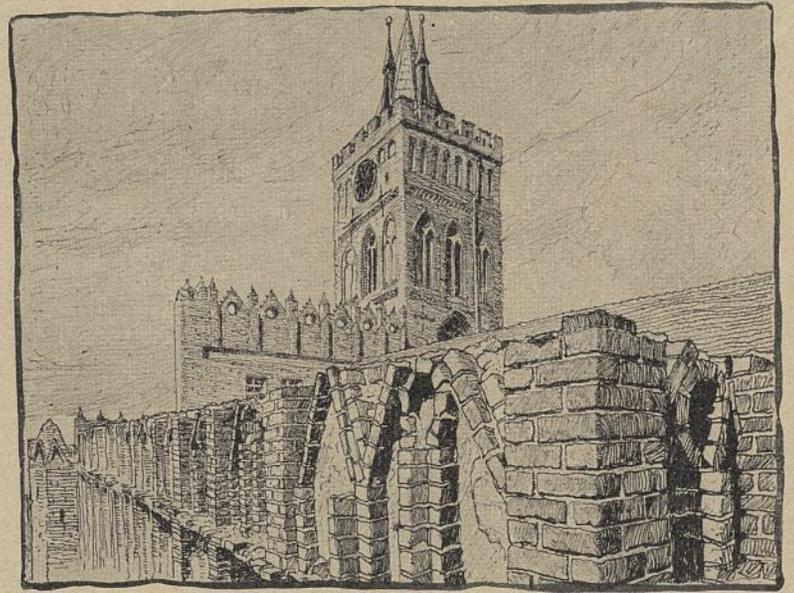


Abb. 4. Blick auf den Turm vom Ostende der Südhochwand, vom Gerüst aus Zeichnung von H. Gerstenhauer.

In erster Linie galt es, den ruinenhaften Zustand der Westseite als Folge des im Jahre 1826 eingestürzten Südturmes zu beseitigen, dessen stehengebliebener Unterbau ein Notdach erhalten hatte (Abb. 2, 3 und 5), um ihm einen dem monumentalen Charakter des Bauwerkes besser angepaßten Abschluß zu geben. Bei der auf Grund sorgfältiger Bauaufnahmen in vielfachen Versuchen angestrebten Lösung dieser Aufgabe wurde davon ausgegangen, den Eindruck einer Notbedachung zu vermeiden, und andererseits die Möglichkeit des späteren Wiederaufbaues des Turmes offen zu lassen. Diesem Bestreben kam der Wunsch des Magistrats zu Hilfe, in einem Obergeschoß des Turmes die städtischen Archive untergebracht zu sehen. Daraus ergab sich die Gelegenheit zu einer erwünschten Erhöhung des Turmstumpfes, durch Aufbau eines Obergeschosses (Abb. 5 und 6), das, unter gleichzeitiger Wiederherstellung der alten Westhochwand, mit einem Giebeldach abgeschlossen werden konnte, und so ein abge-



Abb. 5. Ansicht der Südwestecke. Zustand 1826 bis 1922.



Abb. 6. Ansicht von Südwesten. Archivaufbau an der Stelle des 1826 abgestürzten Südturmes. Zustand seit 1923.



Abb. 7. Sacristei (Konfirmandensaal), Zustand seit 1921.

rundetes Gesamtbild der Turmfront ermöglichte (Abb. 6). Die Flächen-
gliederungen sind unter bewußtem Verzicht auf mittelalterliche
Formen in Anlehnung an Einzelheiten der anschließenden Hochwand
entwickelt und bewahren sich durch ihre neutrale Haltung eine

Selbständigkeit, die über ihre neuzeitliche Entstehung keinen Zweifel
läßt. Die Ausführung dieses Bauteiles erfolgte nach einem in der
Hochbauabteilung des Finanzministeriums aufgestellten Entwurf im
Jahre 1922, während die Instandsetzung der wirkungsvoll geglieder-



Abb. 8. Martyrchor, Blick nach Osten, Zustand seit 1922.

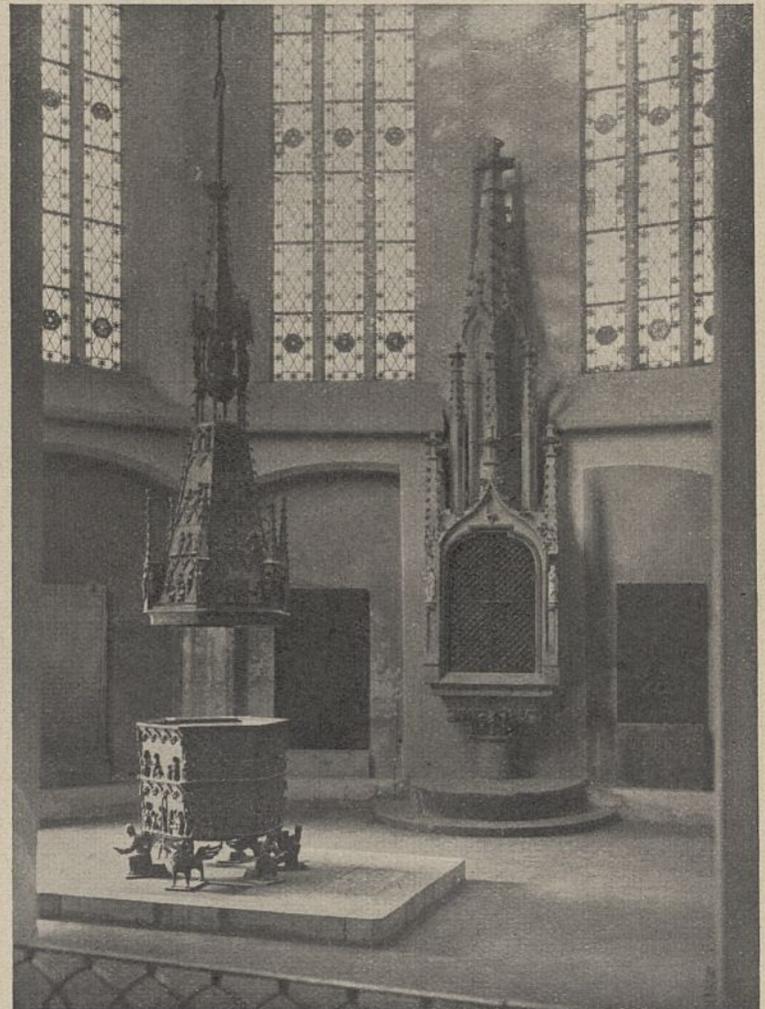


Abb. 9. Taufkapelle, Zustand seit 1922

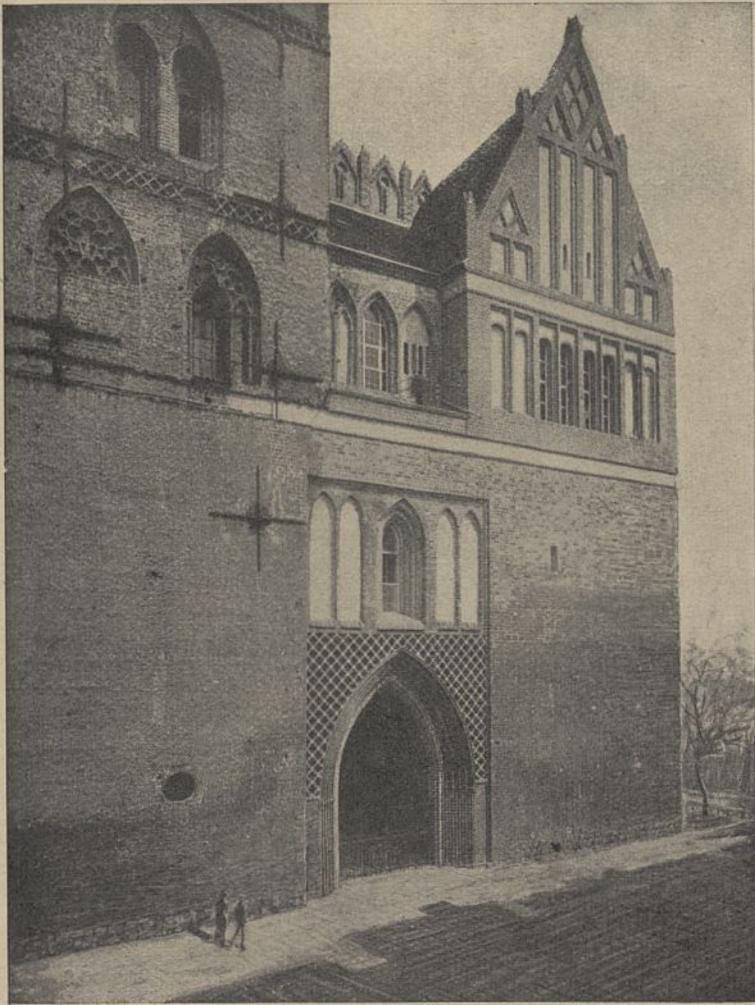


Abb. 10. Westportal, Zustand seit 1923.

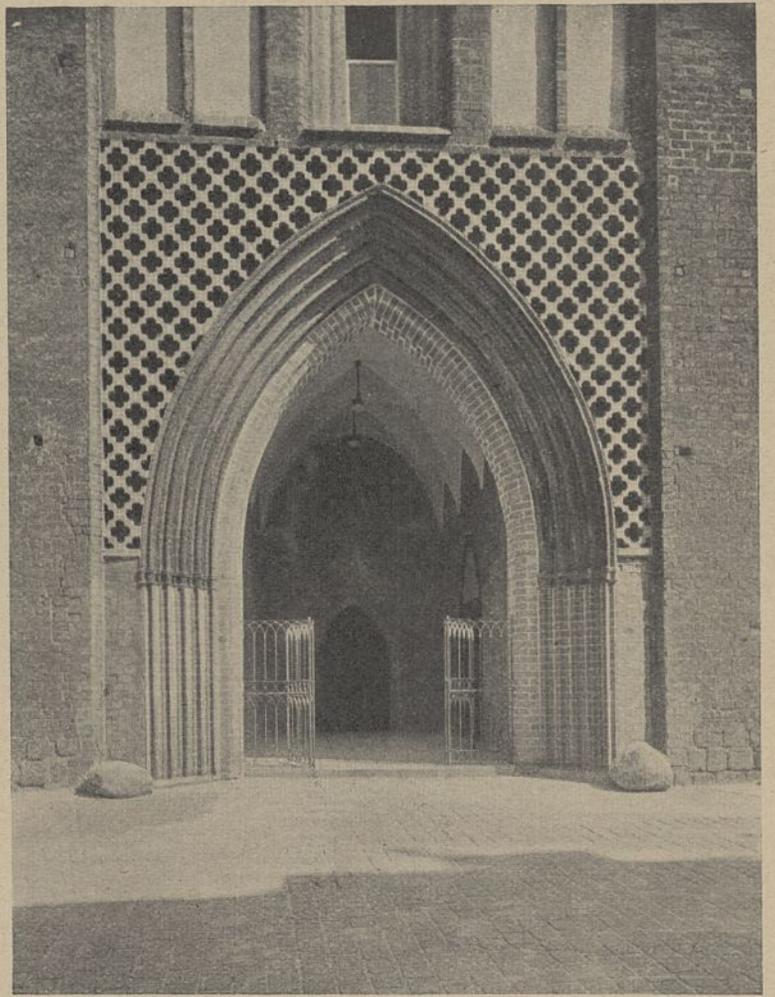


Abb. 11. Westportal, Zustand seit 1923.



Abb. 12. Unterer Archivsaal im Südurmausbau, Zustand seit 1923.

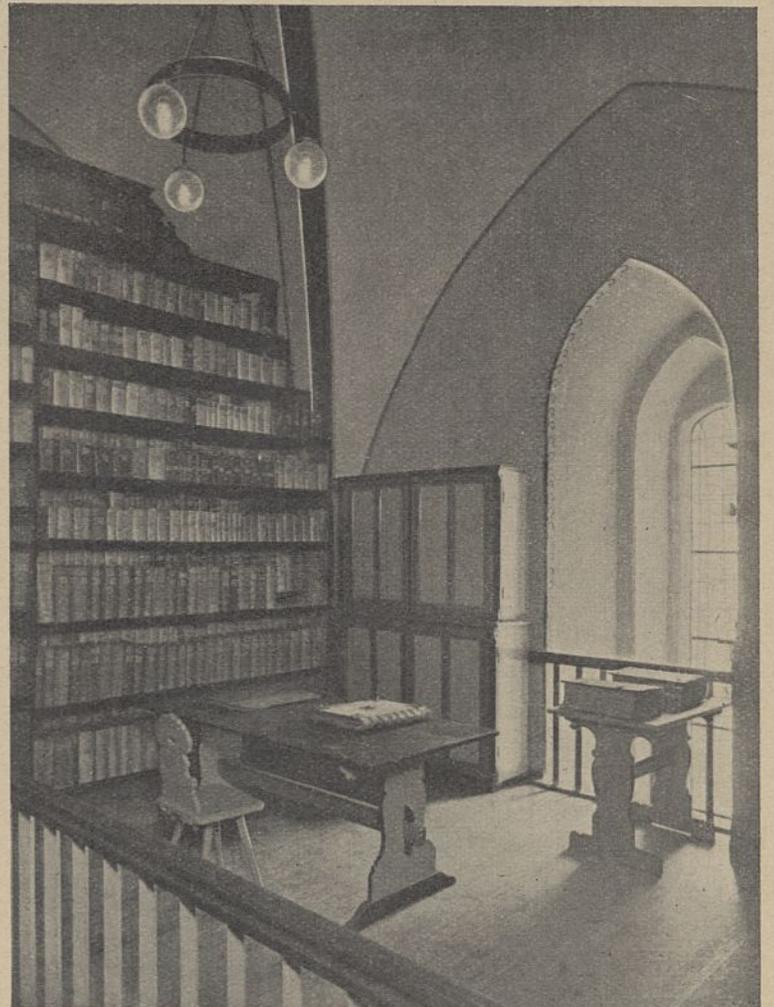


Abb. 13. Ministerialbücherei im Nordturm, Zustand seit 1922.



Abb. 14. Oberer großer Archivsaal im Südturnausbau, Zustand seit 1925.

ten Nord- und Südhochwand, deren eigenartige Bekrönungen nur noch in geringen und unvollständigen Resten vorhanden sind (Abb. 2 bis 4), einem späteren Bauabschnitt vorbehalten bleiben soll. Eine Reihe von Sicherungsmaßnahmen wie die Vergitterung der Fenster, eine Blitzschutzanlage, Instandsetzung des Nordturms, sowie die

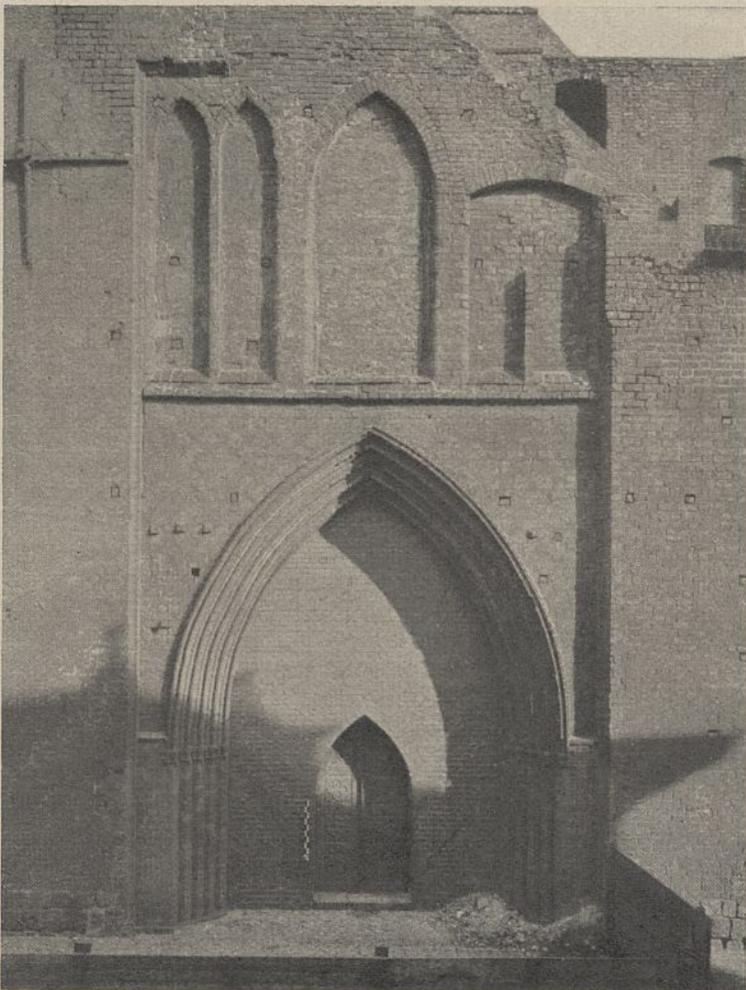


Abb. 15. Westportal, Zustand 1826 bis 1923.

Trockenlegung der im Hochwassergebiet der Oder liegenden Turmfundamente konnten jedoch noch nebenher durchgeführt werden.

Die das Wahrzeichen der Stadt Frankfurt bildende Kirche, die mit 84 m Länge und 48 m Breite (Abb. 1) zu den räumlich bedeutendsten der Mark gehört, und die in den Jahren 1826—1830 unter der Oberleitung Schinkels im Anschluß an den im Jahre 1826 erfolgten Einsturz des Südturns einer umfangreichen inneren Wiederherstellung unterzogen wurde, ist leider vieler nach älteren Berichten vorhanden gewesener Kunstgegenstände beraubt worden. Die Schwierigkeit der Erwärmung des fünfschiffigen, 2200 Kirchenbesucher fassenden Kirchenraumes, ließ bei der Kirchengemeinde den Wunsch nach Schaffung kleinerer heizbarer Nebenräume zur Abhaltung kirchlicher Feiern geringeren Umfanges entstehen. So wurde zunächst aus dem südlich des Chors gelegenen mit spätgotischen Rippengewölben überdeckten Sakristieanbau durch Entfernung von 3 Trennungswänden und einer barocken Treppe ein Konfirmandensaal (Abb. 7) geschaffen, welcher mit seinen sehr gut erhaltenen und nur an wenigen Stellen vervollständigten mittelalterlichen Gewölbemalereien ein Schmuckstück der Kirche bildet.

Ferner wurde der darüberliegende sogenannte Martyrchor, der sich mit drei den Südfenstern entsprechenden Spitzbögen nach dem Kirchenschiff öffnet, durch Verglasung dieser Oeffnungen, Aenderung der Heizung und Aufstellung eines kleinen Altars nebst Orgel in einen für kleine Gottesdienste geeigneten Raum umgewandelt (Abb. 8) und durch eine im südlichen Querschiff antretende neue Treppe anstelle der alten unmittelbar von der Sakristei unter Durchbrechung des Gewölbes ausgehenden Barocktreppe zugänglich gemacht.

Des weiteren wurde der dem nördlichen Querschiff vorgelagerte, seit 100 Jahren unbenutzt gebliebene Kapellenvorbau aus dem 14. Jahrhundert durch Aufstellung der massiv bronzenen echt vergoldeten aus dem Jahre 1376 stammenden Taufe (Abb. 9), die an ihrem bisherigen ungünstigen Standort unter der Orgelempore nicht zur Geltung gekommen war, zu einer würdigen Taufkapelle umgestaltet, welcher einige angemessen an den Wänden verteilte alte Grabsteine und das farbig wiederhergestellte alte Sakramentshäuschen besondere Stimmung geben.

Von sehr wesentlicher Bedeutung für das Äußere wie für das Innere der Kirche (Abb. 16) ist die Wiederöffnung des Westportals (Abb. 10, 11 und 15), das seit 200 Jahren wegen der schon damals drohenden Einsturzgefahr des Südturnes für den Verkehr gesperrt worden war, und die Oeffnung der bis auf eine Eingangstür vermauert gewesenen zwischen den beiden Türmen gelegenen tiefen Vorhalle, die mit einem scharfgratigen Netzgewölbe überdeckt und mit einem vorhandenen Schmiedegitter abgeschlossen wurde. Von ihr führt eine mit einem Gitter abgeschlossene Tür in der Nordwand zum Erbgrabnis der Familie des weiland Oberbürgermeisters Greiffenpfeil, das seinen und seiner „Eheliebsten“ kupfergetriebenen Sarg enthält.



Abb. 16. Mittelschiff mit Blick auf den Hauptaltar.

Die gegenüberliegende Türöffnung mit einer noch aus Schinkelscher Zeit stammenden Tür mit aufgemaltem Maßwerk vermittelt den Zugang zum Südturme, dessen Untergeschoß als Brauthalle dienen soll und eine zur Orgelempore führende stattliche Treppe aufnimmt. Die flache verbretterte Holzdecke ist durch Leisten kassettenartig geteilt und farbig behandelt, die Wände erhalten reichere figürliche Bemalung, mit deren Ausführung Prof. Carl Alexander Brendel beauftragt ist. Das durch ein hohes Spitzbogenfenster in tief eingeschnittener Leibung einfallende Licht verleiht dem malerisch gegliederten Raum ein stimmungsvolles Gepräge. Von dem Podest der Emporentreppe führt eine weitere Treppenanlage zu den Archivräumen (Abb. 12 bis 14), welche die seit dem 14. Jahrhundert fortgeführte „Ministerialbibliothek“ mit bemerkenswerten Kostbarkeiten, sowie Büchersammlungen einiger wissenschaftlichen Vereine nebst Arbeitsräumen enthalten. Mit dem noch unausgebauten geräumigen

Dachboden des neuen Turmaufbaues ist in den bisher ungenutzten Turmräumen eine Sammelstelle für die historischen und wissenschaftlichen Buchschätze der Stadt Frankfurt geschaffen, welche nach der Absicht des Magistrats zu einer „Bücherei der Ostmark“ erweitert werden soll.

Die Ausführung der Wiederherstellungsarbeiten erfolgte unter der Oberleitung des Geheimen Oberbaurats Kickton, der Mitwirkung des Konservators der Kunstdenkmäler Ministerialrats Hiecke und des Provinzialkonservators Professors Blunck, sowie nacheinander unter der Aufsicht der Oberregierungs- und -bauräte Leidich, Koch und Kusel, durch den Vorstand des staatlichen Hochbauamtes, Regierungsbaurat Gerstenhauer. Ihm war für die örtliche Bauleitung der Regierungsbaumeister Dr.-Ing. Berger-Schaefer beigegeben, dem später die selbständige Bauleitung übertragen wurde.

Christian Eltester,
Kurfürstl. Brandenburg. Hofbaumeister u. Ingenieur.
 Von **W. B. Niemann.**

Alle Rechte vorbehalten.

Die ausführlichsten Angaben über das Leben Christian Eltesters verdanken wir einem 1877 in der „Allgemeinen Deutschen Biographie“¹⁾ veröffentlichten, von Eltester gezeichneten Artikel. Durch ihn wurde die kurze Biographie, die Nicolai²⁾ gibt, nicht nur erweitert, sondern auch in mancher Hinsicht berichtigt. Eine wertvolle Ergänzung bildet ferner das im Berliner Kupferstichkabinett aufbewahrte Skizzenbuch des Künstlers, auf das C. Gurlitt³⁾ und R. Borrmann⁴⁾ hingewiesen haben. Neuerdings hat dann Vollmer in Thieme-Beckers „Allgemeinem Lexikon der bildenden Künstler“⁵⁾ eine kurze Biographie nebst Literaturnachweis veröffentlicht. Auf die Hauptquelle für die Lebensgeschichte Eltesters ist jedoch auch Vollmer nicht zurückgegangen. Es ist dies die Predigt, die Ph. J. Spener am 25. Mai 1700 in der Nikolaikirche zu Berlin hielt „zur Ehregedächtniß Herrn Christian Eltesters, Churfürstl. Ersten Hof-Baumeisters und Ingenieurs“. Die darin enthaltenen Angaben, die gewiß auf Mitteilungen der Angehörigen beruhen, bringen nun noch mancherlei Einzelheiten aus dem Leben des Künstlers, die nicht ohne Interesse sein dürften. Ich gebe sie im folgenden wieder und ergänze sie hier und da durch einige weitere mir bekannt gewordene Nachrichten.

Christian Eltester wurde am 23. Oktober 1671 in Berlin geboren. Sein Vater war damals⁶⁾ Mundschenk bei Friedrich Wilhelm, dem Großen Kurfürsten, seine Mutter Barbara Tilemann stammte aus Königsberg i. Pr. Der junge Christian besuchte das Köllnische Gymnasium zu Berlin. Da er „absonderlich eine große Begierde zu Mathematischen Dingen“ zeigte, ließen ihn seine Eltern von dem Mathematiker, Maler und Architekten Rütger von Langerfeld unterrichten. Unter seiner Leitung bildete er sich in der Geometrie, Perspektive und in der „architectura militari“ aus, insbesondere verdankt er gewiß seine hervorragende Zeichenkunst diesem Lehrer. Wie es heißt, fügten seine Eltern dazu „noch die privat-manuduction vieler anderer geschickten Leute“, so daß er schon mit 19 Jahren daran denken konnte „seinem Studio in fremden Ländern weiter nachzugehen“. Daß dies mit Unterstützung des Kurfürsten geschah, wie Vollmer meint, ist zwar nicht gesagt, aber immerhin möglich. Ueber Nürnberg, Innsbruck und Trient ging er zunächst nach Venedig, wo er sich kurze Zeit aufhielt. Er reiste dann weiter über Bologna, Florenz, Viterbo nach Rom. Mindestens fünf Jahre verweilte er in der ewigen Stadt und versäumte keine Gelegenheit, um sich in seinem Fache fortzubilden. Er legte „herrliche Proben im Zeichnen ab und besuchte außer denen Academien auch zugleich die berühmtesten Kirchen und Paläste“. Dadurch erwarb er sich nicht nur eine gute Kenntnis der Kunstwerke, sondern er wußte „auch in der Zeichnung dieselben sehr glücklich zu imitiren“. Daß dieses Urteil nicht übertrieben ist, zeigt sein Skizzenbuch. In der Baukunst war Mattia de Rossi⁷⁾ sein Lehrer, unter dessen Leitung er beim Umbau des Palazzo Ludovisi auch praktisch tätig war. Seine Tüchtigkeit und sein lebenswürdiges, bescheidenes Wesen verschafften ihm bald Zutritt zu den Häusern der Kardinäle und Fürsten, wo er auch seiner musikalischen Begabung wegen gern gesehen war. Besondere Gunst zeigte ihm der Herzog Francesco Sforza, für den er „einige Risse verfertigt, die eine große Approbation bey allen Kunstverständigen und Liebhabern der Künste hatten“. Der Herzog „creirte ihn in Equitem et Militem Auratum ac Sacri Palatii et Aulae Lateranensis Comitem“. Eltester hat freilich „aus einer sonderbaren modestie sich dieser Ehre gar nicht gerühmt, sondern vielmehr dieselbe geheim gehalten“. Was dies für Risse waren, läßt sich nicht sagen, aber das Skizzenbuch enthält mehrere Zeichnungen von „Palais auf eigene Invention“, die meist in Rom entstanden sind (Abb. 1). Im Jahre 1695 suchte ihn sein Bruder Otto Christoph⁸⁾ in

Rom auf und begleitete ihn auf einer Reise nach Neapel, Bajae, Capua und Gaëta. Die Weiterreise nach Sizilien, das gerade von einem Erdbeben heimgesucht worden war, hatte Christian schließlich auf die Vorstellungen seines Bruders aufgegeben. Mehrfache Briefe seiner Eltern bewogen ihn schließlich in die Heimat zurückzukehren. Er nahm in Rom Abschied von seinen langjährigen Freunden, schlug alle Anerbieten, auch das des Vizekönigs von Neapel, der ihn in seine Dienste nehmen wollte, aus und ging über Bologna und Verona zunächst nach Venedig, wo er wieder einige Zeit zubrachte. Dann reiste er durch Friaul und Steiermark nach Wien, um dort Freunde, die er in Rom kennengelernt hatte, zu besuchen. Er verweilte noch in Prag und Dresden und traf schließlich, man erfährt nicht wann, 1696 wieder in Berlin ein.

Bald nach seiner Rückkehr beschied ihn der Kurfürst zu sich und ließ sich von seinen Reisen und Studien berichten. Die vorgelegten Zeichnungen gefielen dem Fürsten so gut, daß er ihn zum Zeichenlehrer für seine Tochter Luise Dorothea Sophie bestimmte.

Als der Kurfürst im März 1697 seinen Hofhalt für mehrere Monate nach Königsberg verlegte,⁹⁾ um Peter den Großen gebührend aufnehmen zu können, wurde auch Eltester dorthin berufen. Der Kurfürst erkannte seine „Capacität in der Civil- als Militair-Baukunst insonderheit aus denen von ihm verfertigten und producirt Rissen“ und ernannte ihn zum Hofbaumeister und Ingenieur. Zugleich wurde ihm die Aufsicht über die Bauten in Königsberg und Umgebung übertragen. Auch im folgenden Jahr (1698) finden wir ihn wiederum im Gefolge des Kurfürsten, der sich Anfang Juni zu einer Zusammenkunft mit König August von Polen nach Johannsburg in Preußen begeben hatte.¹⁰⁾ Während der Hof zunächst nach Königsberg zurückkehrte, besuchte Eltester im Auftrage seines Landesherrn Warschau, Plozko und die Besitzungen des Fürsten Lubomirski zu Jastoff, um die dortigen Bauten kennenzulernen.

„Ob er nun zwar“ — heißt es in der Gedächtnispredigt — „hier selbst [d. i. Berlin] wiederum angelanget, so zielten doch Sr. Churfürstl. Durchlaucht gnädigste Gedanken viel weiter. Denn weil Sie durchaus verlangten, daß ihm nichts von demjenigen, was einem Architekten zu wissen und zu sehen von nöthen unbekandt bleiben sollte, so gefiel es denenselben gnädigst, ihn von neuem in fremde Lande zu schicken. Nachdem er sich also ungefähr zwei Monat in Berlin aufgehalten, so begab er sich von hier aus nach Holland über Halberstadt, Wesel, Cleve, Nymwegen, Arnheim, Loo, Utrecht, Leiden, Haag, welche Oerter er samt den Kgl. Lusthäusern Sorgflet, Hundslardyck u. a. mehr fleißig observiret und nachdem er noch Harlem, Delft, Rotterdam, Amsterdam gesehen und alles was in Holland curieuses zu sehen und zu lernen angemercket, setzte er seine Reise nach England fort, wo er nach vielem Ungemach zur See endlich im November 1698 in London eintraf. Er blieb dort

⁹⁾ Ch. H. Gütther, Leben u. Thaten Friedrichs I. (Breslau 1750) S. 89.

¹⁰⁾ Gütther, I. c. S. 90.

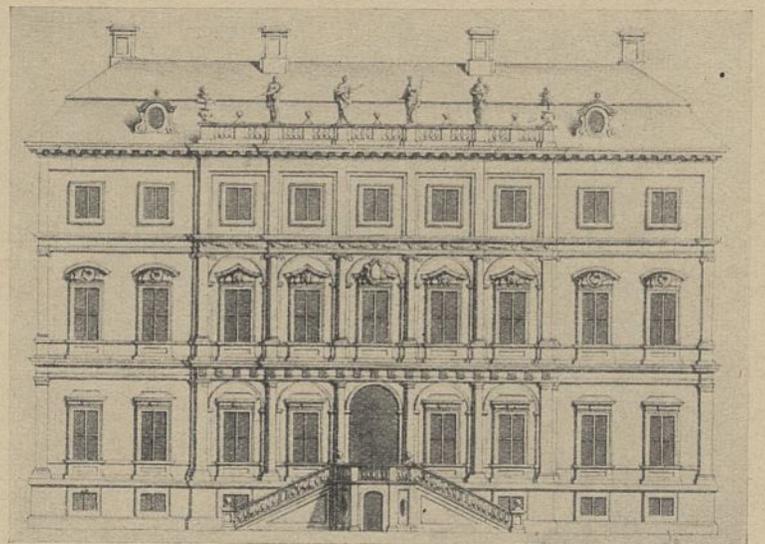


Abb. 1. Palais auf eigene Invention.

¹⁾ Bd. 6, S. 73/74.

²⁾ Nachrichten von den Baumeistern . . . Berlin 1786, S. 82/83.

³⁾ Kunstchronik N. F. 4. Jg. 1892/93, S. 166.

⁴⁾ Bau- und Kunstdenkmäler von Berlin (1893), S. 116.

⁵⁾ Bd. 10, S. 492.

⁶⁾ Er ist noch vor seinem Sohn Christian verstorben, denn er wird in der Predigt als „nunmehr selig“ bezeichnet.

⁷⁾ Mattia de Rossi war ein Schüler von Bernini und setzte den von diesem begonnenen Palazzo Ludovisi fort. Dieser Palast — jetzt Palazzo di Monte Citorio und Sitz des italienischen Parlaments ist dann 1698 von Carlo Fontana vollendet worden.

⁸⁾ Er war Protonotarius des Oberheroldsamts und Kammergerichts-Kreis-Schreiber. Von Dankelmann wurde er später als Sekretarius der Akademie der Künste berufen. Vgl. Hohenzollern-Jahrbuch 1901, S. 237 und Anmerkng.

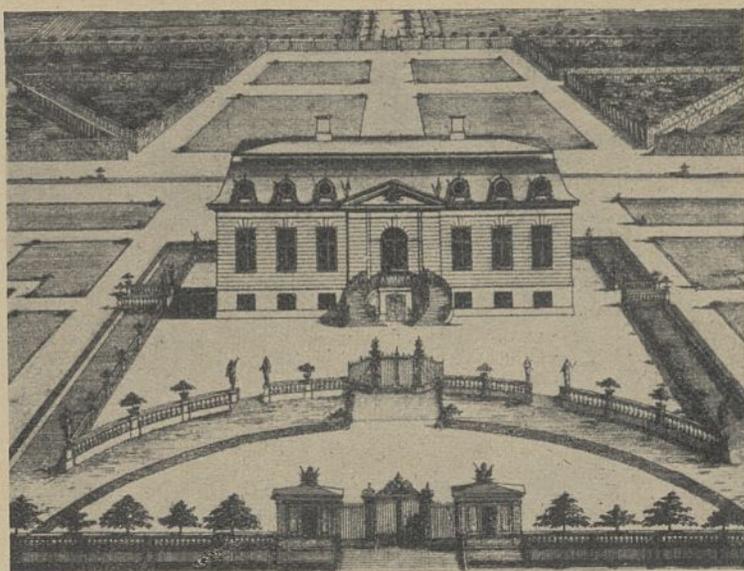


Abb. 2. Lustschloß Grünhof.

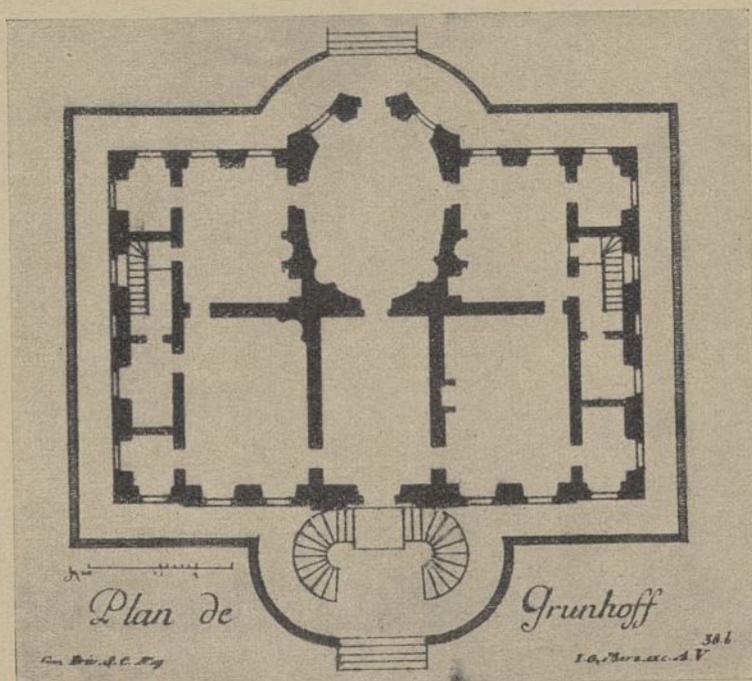


Abb. 3. Lustschloß Grünhof.

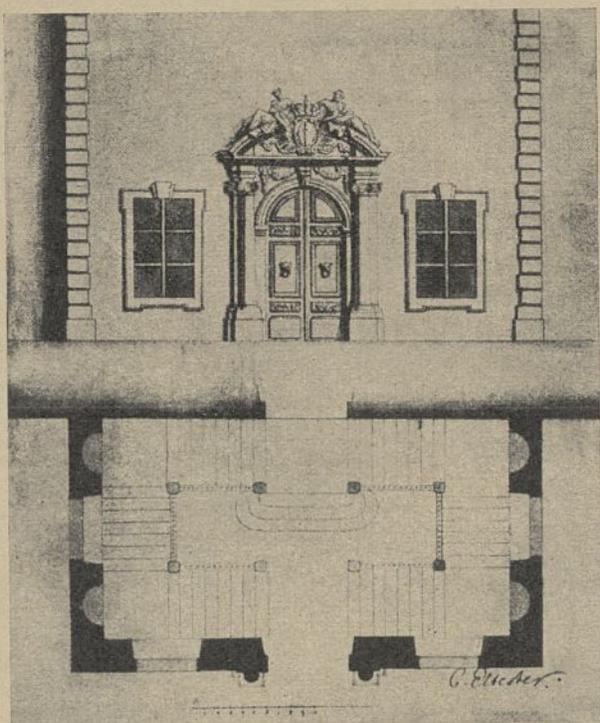


Abb. 5. Portal am Schloß in Königsberg.



Abb. 4. Haus in Friedrichsberg.

einige Monate, übte sich in der englischen Sprache und machte sich dem Königlichen Hof wohl bekannt.“ Außer London scheint er nur noch Canterbury, Rochester und Dover besucht zu haben. Am 15. März 1699 landete er in Calais und reiste zu kurzem Aufenthalt nach Paris. Auf Anordnung des Kurfürsten selbst nahm er den Rückweg über Namur, Antwerpen, Brüssel und Amsterdam, wo er wieder einige Zeit verweilte. Er besuchte ferner noch Osnabrück und Hamburg und traf schließlich um die Mitte des Juni¹¹⁾ wieder in Berlin ein. Der Kurfürst hörte seinen Bericht über diese Reise „mit sonderbarem hohen Vergnügen an und resolvirete sich auch gnädigst, daß er nun nicht weiter reisen, sondern stäts um Se. Churfürstl. Durchlaucht bleiben solle“.

Zur Ausführung großer, eigener Bauten hatte Eltester bis dahin keine Gelegenheit gehabt, auch hätten seine Dienstgeschäfte und die letzte große Studienreise ihm wohl kaum dazu Zeit gelassen. Ueber seine Tätigkeit als Architekt erfahren wir auch aus der Gedächtnispredigt leider so gut wie nichts. Das Skizzenbuch enthält zwar eine große Zahl von Zeichnungen aus dieser Zeit, es läßt sich aber dabei nicht immer entscheiden, ob es sich um eigene Entwürfe oder nur um Aufnahmen handelt.

Welcher Art die Pläne waren, die er dem Kurfürsten im Sommer 1697 vorlegte, ist nicht bekannt. Vielleicht betrafen sie u. a. das kleine Lustschloß Grünhof (Abb. 2 u. 3) in der Nähe von Königsberg, dessen Entwurf ihm wohl mit Recht seit jeher zugeschrieben wird.¹²⁾ Auf seine Tätigkeit in Preußen deuten ferner die Blätter seines Skizzenbuches hin, die Grundrisse und Fassaden der „Häuser“ in Friedrichsberg (Abb. 4) und Cocornese enthalten.¹³⁾ Beide Orte waren einst Sitze von Domänenämtern, der erstere bei Königsberg, der zweite (Kuckernese) in der Tilsitschen Niederung gelegen.¹⁴⁾ Die kleinen Gebäude, die möglicherweise von Eltester selbst entworfen sind, waren wohl als Dienst- und Wohngebäude für den Amtmann des betr. Bezirks bestimmt.

Ob Eltester auch das dem Grafen Dönhoff gehörige 1708 abgebrannte Schloß Friedrichstein am Pregel gebaut hat, wie von

¹¹⁾ Am 21. Juni 1699 wird ihm „das gewöhnliche Hartfutter auf vier Pferde“ angewiesen. Akten des früheren Kgl. Hausarchivs Rep. XI Hofdienerschaft im Allg. Nr. 2a, Bl. 42. Es ist das einzige dort vorhandene Schriftstück, in dem Eltester erwähnt wird.

¹²⁾ Bau- und Kunstdenk. v. Ostpreußen. Bd. 1, S. 109.

¹³⁾ Friedrichsberg, Blatt 33, 37, 38 und 53; Cocornese, Blatt 45, 46.

¹⁴⁾ Leonardi, Erdbeschreibung der Preuß. Monarchie, Halle 1791, Bd. 1, S. 402 und 704.

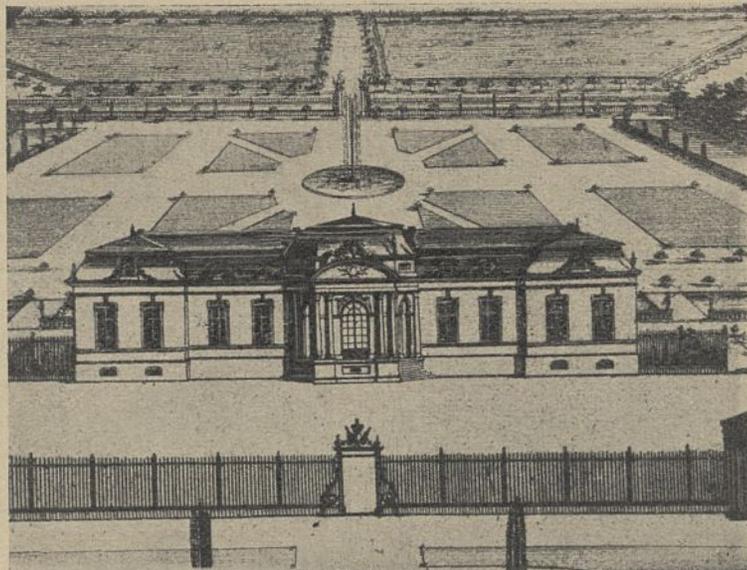


Abb. 6. Jagdhaus Friedrichstal bei Oranienburg.

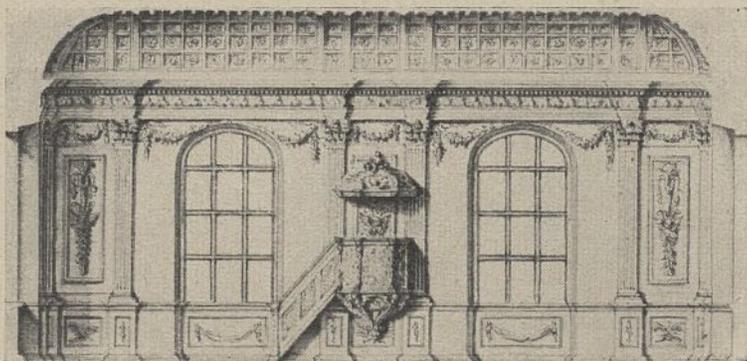


Abb. 7. Schloßkapelle im Schloß zu Berlin (Entwurf).

Eltester und Nagler angeben, bedarf noch der Nachprüfung. Ebenso unsicher ist es, ob er beim Ausbau des Königsberger Schlosses mitgewirkt hat, wenn sich auch Zeichnungen¹⁵⁾ von Portalen für dasselbe unter seinen Skizzen finden (Abb. 5). Zahlreicher als in Ostpreußen sind die Spuren seiner Tätigkeit in Berlin und dessen Umgebung. An eigenen Bauten von einiger Bedeutung kommt freilich nur das Jagdhaus Friedrichsthal bei Oranienburg in Betracht (Abb. 6), in dem später eine Schweizer Uhrmacherskolonie Unterkunft fand. Aus der Gedächtnispredigt erfahren wir jedoch, daß er bei seinen Dienstreisen „auf die Churfürstlichen Häuser das eine oder andere im bauen ordinirte“. Dazu gehört wohl u. a. das „Seitengebäude zu Friedrichsfelde“. Dieser einstöckige langgestreckte Bau ohne irgendwelche Zierform, der die bisherigen Nebengebäude vermehrte, war gewiß notwendig geworden, nachdem das Schloß aus dem Besitz des Admirals Raule in den des Kurfürsten übergegangen war.

Für die Baugeschichte des Berliner Schlosses sind die Entwürfe der „Capelle über den Kgl. Gemächern“ und eines „Churfürstlichen Chors in der neuen Capelle“ von Interesse (Abb. 7). Auch bei der inneren Ausstattung der Kurfürstlichen Schlösser scheint er beschäftigt gewesen zu sein. Graul¹⁶⁾ hat darauf aufmerksam gemacht, daß der Stil des Mobiliars aus der Wohnung Friedrich III. sehr verwandt ist mit den Zeichnungen kunstgewerblicher Gegenstände Eltesters (Abb. 8).

Entwürfe zu Meilensteinen, zu „Fensterläden in den Potsdamischen Gemächern“, zu Fontänen in Potsdam und Caputh u. a. zeigen weiterhin seine vielseitige Tätigkeit.

Das immer wieder betonte außerordentliche Interesse und Wohlwollen, das der Kurfürst seinem Hofbaumeister entgegenbrachte und das auch Neukirch¹⁷⁾ bestätigt, macht es sehr wahrscheinlich, daß Eltester für eine einflußreiche Stelle bei den bevorstehenden großen Bauten ausersehen war. So ist es vielleicht — wie schon Gurlitt¹⁸⁾ vermutet hat — wirklich kein Zufall, daß Schlüter, der bis dahin

¹⁵⁾ Zwei derselben (Blatt 41/42) sind jetzt nicht mehr vorhanden.

¹⁶⁾ Jahrb. der preuß. Kunstgen. Bd. 14 (18), S. 129, auch die Kanzel der ehemaligen Kapelle des Potsdamer Stadtschlusses könnte sehr wohl von Eltester entworfen sein (nach Laske, Hohenzollern-Jahrb. Jg. 12, S. 136/42 ist der Künstler nicht ermittelt).

¹⁷⁾ „Sein Churfürst liebt ihn ehemals sehr,

„Jetzt aber klagt er noch vielmehr,
„Daß soviel große Kunst verderbet.“

Vgl. wegen des weiteren Anmerkg. 19.

¹⁸⁾ Andreas Schlüter, Bln. 1891. S. 126.

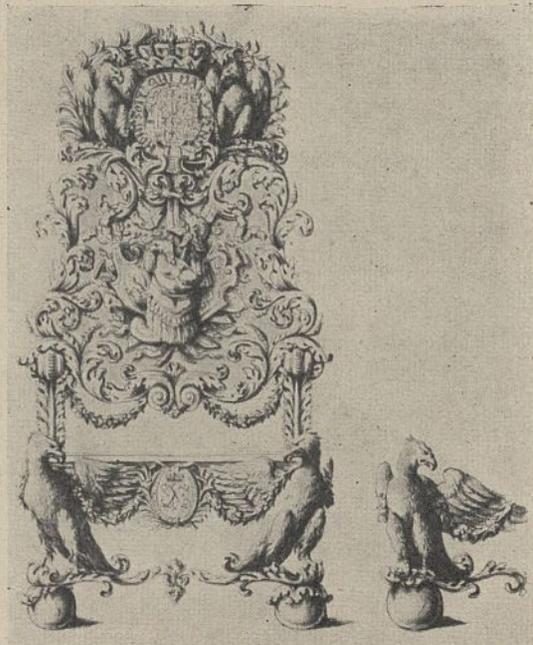


Abb. 8. Audienzstuhl.

nur Hofbildhauer war, erst am 22. Dezember 1699 zum Hofbaudirektor ernannt wurde, d. h. zu einem Zeitpunkt, als Eltesters Zustand wohl schon hoffnungslos war.

Bald nach seiner Rückkehr¹⁹⁾ hatten sich nämlich die ersten Anzeichen einer schweren Erkrankung gezeigt, die er zunächst einer starken Erkältung zuschrieb, da er Tage und Nächte bei Sturm und Regen in offener Postkutsche hatte zubringen müssen. Trotzdem das Leiden sich schnell verschlimmerte, ließ er sich nicht hindern, seinen Dienst zu versehen und „wagte sich weiter als es seine kränkliche Leibesdisposition leiden wollte“. Die Krankheit machte inzwischen unaufhaltsame Fortschritte, so daß sein Zustand bald ernst wurde. Der Kurfürst erkundigte sich täglich nach seinem Befinden, betraute seinen Leibarzt Albinus mit seiner Behandlung und ließ die „allerherrlichsten Medikamente“ beschaffen. Alles war vergeblich. Am Morgen des 7. Mai 1700 erlag er dem „hektischen Fieber“.

„Du stirbst für uns und dich zu früh!“

sagt von ihm der Hofpoet Benjamin Neukirch in einem Gedicht, das er seinem Freunde Otto Christoph, dem „hinterlassenen Bruder des seligen Herrn Eltesters“ widmete und in dem es weiter heißt:

„Wenn jung, geschickt und glücklich sein
Uns könnten von der Gruft befreien,
So würdest Du gewiß noch leben,
Denn dieses Alles hatte Dir
Weit über Hoffnung und Begier
Gott und Dein Friederich gegeben.“²⁰⁾

¹⁹⁾ Sein Bruder Otto Christoph war fast gleichzeitig mit ihm aus Italien zurückgekehrt, um seine Stelle als Secretarius bei der Akademie der Künste zu übernehmen, die am 12. Juli 1699 eingeweiht wurde. *Theatrum Europaeum*, Bd. XV, S. 732.

²⁰⁾ Benj. Neukirchs auserlesene Gedichte . . . gesammelt von Joh. Christ. Gottscheden. Regensburg 1744. Das Gedicht auf Eltester umfaßt 16 Strophen.

Der Dom in Schleswig.

Seine Stellung in der Baugeschichte Norddeutschlands.

Von Dr.-Ing., Dr. phil. Jänecke, Regierungs- und Baurat,
Dozent für Baugeschichte der Universität Kiel.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Einleitung.

Schleswig-Holstein, Dänemark und Schweden konnten in diesem Jahre die elfhundertjährige Wiederkehr der Einführung des Christentums durch Ansgar, den Apostel des Nordens, festlich begehen. Im Frühjahr 826 hat er zum ersten Male in Schleswig die Lehre Christi verkündet.¹⁾

¹⁾ Siehe Rimbert, Vita S. Anscarii 24. 31. 32 (Mon Germ. II 709, 715 ff.) und Terpager, Ripae Cimbricae seu urbis Ripensis descriptio, Flensburg 1736, beide kritisch verarbeitet von Dehio, Gesch. d. Erzbist. Hamburg-Bremen, Berlin 1877. Ansgar, ein geborener Nordfranzose (richtiger Anshar), war erst (831) Bischof von Bremen-Hamburg und starb 865 als Erzbischof von Bremen. Nach Dehio kam es 826 nur zur Einrichtung einer Schule, erst 848 zum Bau einer Kapelle, die nach Haupt (5. Bd. S. 89) auf dem Holm, nach Sach (Gesch. d. Stadt Schleswig, Schleswig 1875) auf dem gegenüberliegenden südlichen Schleiufer in Haddeby gelegen haben soll. Ob das älteste Schleswig auf beiden Ufern der Schlei lag, steht nicht fest. Die älteste Bezeichnung bei Einhard (804) ist sliasthorp — Schleidorf

(auch „sliaswic“), erst später erscheint und verschwindet wieder die Bezeichnung Hedeby (Hetheby, Haithabu, Haddeby) des südlichen Ufers, wo die erhaltene halbkreisförmig umwallte „Oldenburg“ eine Niederlassung schwedischer Wikinger darstellt. Vermutlich war „Schleswig“ die dänische, „Hedeby“ die schwedische Bezeichnung. Adam von Bremen schreibt um 1070 „Sliaswich quae nunc Heidiba dicitur“. Die Anlage der „Oldenburg“ von Hedeby hat die größte Ähnlichkeit mit der kleineren vom schwedischen Birka im Mälarsee. Daß in Schleswig im 10. Jahrhundert noch fast alles heidnisch war, geht u. a. aus dem Bericht eines arabischen Reisenden von 973 hervor, den Jacob-Kiel veröffentlicht hat. (Ein arabischer Berichterstatter aus dem 10. Jahrhundert. Berlin, Mayer und Müller 1896.) Siehe auch Philipsen, Alt-Schleswig 1925.



Abb. 1. Der Dom in Schleswig. Gesamtbild, von Osten gesehen, mit Adlers neugotischen Zutaten: Westturm (112 m hoch), Westgiebel, Querschiffgiebel, Chortürme, Dachreiter, veränderten Dächern und dergl. Rechts unten vor dem Kreuzgange das alte verschwundene Dreigiebel-Fachwerkhaus. (Aufnahme der Messbildanstalt, die alle Teile des Domes groß aufgenommen hat.)



Abb. 2. Dom in Schleswig. Blick in das nördliche Querschiff mit Empore (ehemaliger Lettner von 1500), darüber Kielmanneggisches Epitaph von 1673 zwischen den romanischen Fenstern (um 1190), rechts die Kanzel von 1560. (Aufnahme der Messbildanstalt.)

Da schweifen die Blicke rückwärts zu der von Ansgar errichteten kleinen — zweifellos hölzernen — Missionskapelle, als deren Ersatz später der steinerne Dom St. Petri gebaut wurde. Als weitaus bedeutendstes Denkmal der ganzen älteren Baukunst Schleswig-Holsteins, gleichzeitig nördlichster Bischofsdom Deutschlands, großen mittelalterlichen Stils, verdient er bei dieser Gelegenheit eine eingehendere Betrachtung an dieser Stelle um so mehr, als er sich seit 1867 (24. 1.) im Eigentum des Preußischen Staates befindet. Wie seine Gründung sich in das Dunkel der Vorzeit hüllt, so bleibt seine weitere Baugeschichte in den vierhundertundfünfzig Jahren von 1100—1550 durch die sich vielfältig übereinander schiebenden Bauschichten nicht nur in nebensächlichen Einzelheiten, sondern auch in einigen wichtigeren Stellen (Krypta, Seitenapsiden, Westturm, Obergeschoß und Südflügel des Kreuzgangs, Nebenbauten desselben) lückenhaft. Sie wird weiter unklar und verwickelt dadurch, daß der alte Bestand durch den umfassenden Umbau von 1888—1894 unter Friedrich Adlers²⁾ Oberleitung stellenweise bis zur Un-

²⁾ Der übrigens nach freundlicher Mitteilung seines Schwiegersohnes (Prof. Dörpfeld) mit der altschleswigschen Pastorenfamilie gleichen Namens (Generalsuperintendent Adler, gestorben 1834) nicht verwandt ist, sondern dessen Vorfahren im 18. Jahrhundert in zwei Generationen zu den „großen Grenadiere“ der preußischen Könige gehörten.

kentlichkeit verändert wurde. Vom rein bautechnischen Standpunkte aus war dieser gewaltsame Eingriff bei dem weit vorgeschrittenen Verfall eine höchst verdienstliche Tat der preussischen Bauverwaltung, in Hinblick auf die erschreckende Bau-fälligkeit einzelner Teile, besonders der trotz mächtiger Strebe-pfeiler weit ausgebauchten riesigen West-Giebelwand geradezu eine unbedingte Notwendigkeit. Man kann diese mit größter technischer Tüchtigkeit und Gewissenhaftigkeit von dem damaligen Regierungsbaumeister Ernst Ehrhardt³⁾ durchgeführte Instandsetzung größten Umfanges gar nicht hoch genug schätzen. Ohne sie wäre der von den schwersten Schäden durchsetzte riesige Baukörper dem Verfall preisgegeben. Was aber die äußeren

³⁾ Heute Baudirektor a. D. in Bremen, wo er lange Jahre in gleich segensreicher Weise als Dombaumeister wirkte. Von größter Bedeutung für die Baugeschichte des Schleswiger Domes sind die von ihm mit vorbildlicher Sorgfalt geführten fünf Bau-Tagebücher (heute auf dem Hochbauamte Schleswig). Hierin sind nicht nur alle vorgekommenen Bauarbeiten in einer für ähnliche Aufgaben außerordentlich lehrreichen Weise eingehend beschrieben, sondern es ist auch jede Gelegenheit benutzt, durch Freilegung alter Teile den ursprünglichen Bestand klarzulegen, wobei besonders die beigelegten Skizzen von größtem, z. T. urkundlichem Werte sind. Sie sind u. a. Abb. 8 u. 10. zugrunde gelegt.



Abb. 3. Dom in Schleswig. Ostansicht, Zustand bis 1888.



Abb. 4. Dom in Schleswig. Westseite von 1520, Strebepfeiler von 1544 und 1546, Zustand bis 1888.

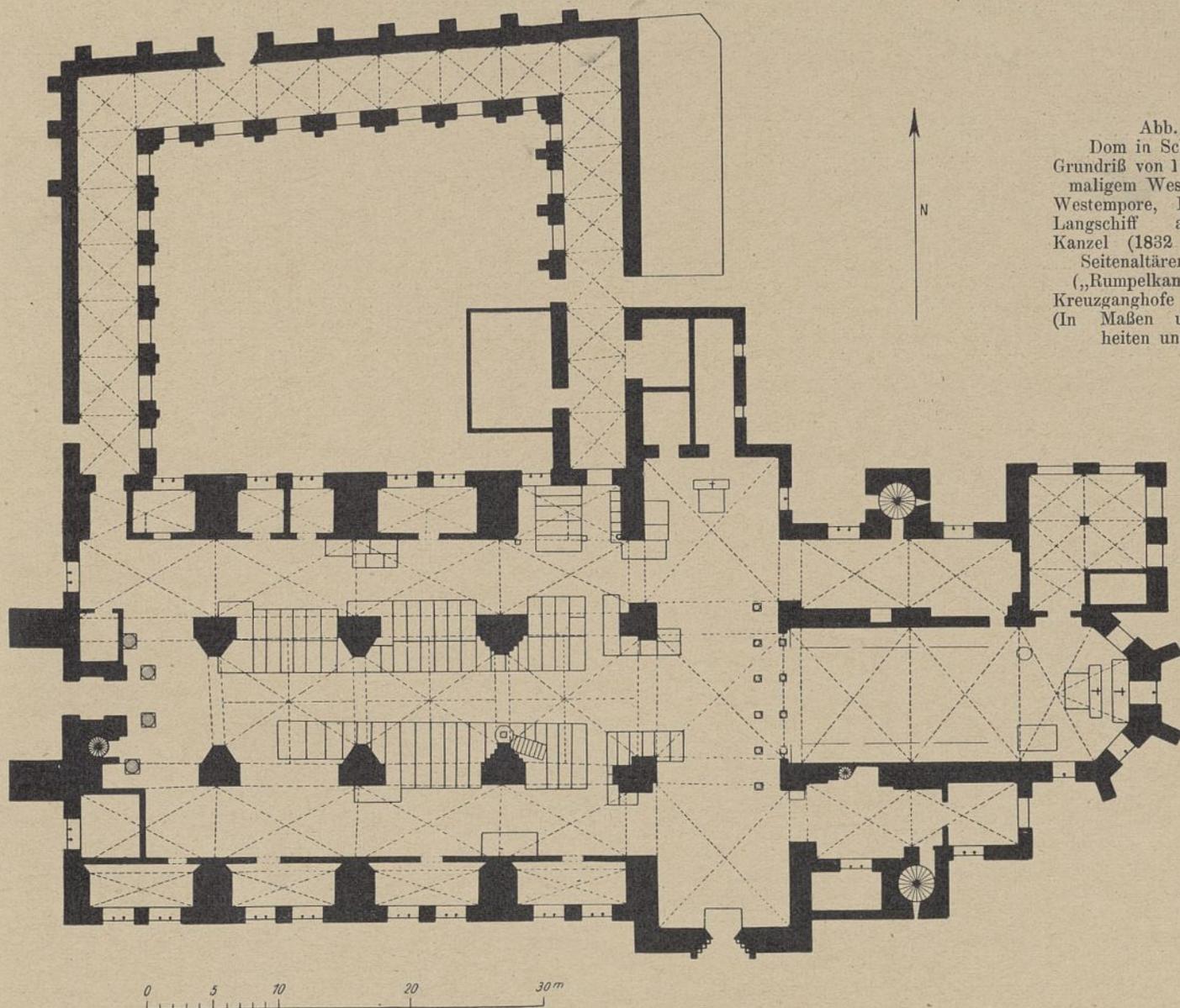


Abb. 5.
Dom in Schleswig.
Grundriß von 1769 mit ehe-
maligen Westabschluß,
Westempore, Lettner, im
Langschiff angeordneter
Kanzel (1832 umgesetzt),
Seitenaltären, Anbau
(„Rumpelkammer“) im
Kreuzganghofe und dergl.
(In Maßen und Einzel-
heiten ungenau.)

Formen, besonders der umfangreichen neuen Zutaten anlangt (Westturm, Westgiebel, Querschiffsgiebel, Chortürme, Dachreiter), in denen sich diese an sich dankenswerte Instandsetzung vollzog, so haben sich die Ansichten darüber in den letzten 40 Jahren völlig gewandelt und unsere geschichtlich feinfühlere Zeit lehnt derartige weitgehende „Restaurierungen“ in scheinbar gotischen und scheinbar romanischen Formen grundsätzlich ab. Die bisher nicht veröffentlichten Abb. 3 und 4 des Zustandes bis 1888 zeigen im Vergleiche mit Abb. 1 nach beendetem Umbau von 1894, welche starke „dauernde Formänderung“ das Ganze und die Einzelheiten erfahren haben. Im Außen ist an Stelle der einfachen Schlichtheit und ersten Würde des alten Baues ein fremder, zum Alten nicht passender Zug äußerlichen Glanzes und Reichtums, im Innern, wo der Verputz abgehackt und der Rohbau bloßgelegt wurde, eine weit getriebene putzende Reinlichkeit getreten. Bei dem beherrschenden Turme stören außer den nicht heimischen und daher nicht heimatlich wirkenden Einzelformen besonders die gelbroten (Oeynhäuser) Maschinensteine, deren glatte Haut niemals altert.

Die Baugeschichte nach neuesten Forschungen.

I. Entstehungszeit.

Um so dauernder bleibt Adlers Verdienst um die Erforschung der Baugeschichte, die er mit gewohnter Gründlichkeit und bei den zweifelhaften Stellen mit feiner Zurückhaltung vor dreißig Jahren in dieser Zeitschrift gegeben hat⁴⁾. Den Versuch, seine eigene Bautätigkeit am Dome sozusagen als natürliche Fortsetzung der mittelalterlichen erscheinen zu lassen, werden wir Heutigen freilich nicht mehr als überzeugend ansehen. Das Folgende übernimmt das meiste seiner im allgemeinen zutreffenden Ergebnisse mit Anerkennung der zugehörigen sorgfältigen Zeichnungen (bis auf den unteren Teil der Abb. 2 S. 190), fügt aber zur Erlangung eines dem heutigen Stande der Forschungen entsprechenden Gesamtbildes bemerkenswerte Berichtigungen und Zusätze hinzu, zumal seine baugeschichtlichen Erörterungen nicht sehr ins Einzelne gehen. Unklar bleibt die genaue Zeit der Entstehung des heute vorhandenen Baues, weder ein Gründungsjahr, noch ein Weihejahr werden an glaubhafter Stelle genannt. Aus dem Fehlen des letzteren kann man in Verbindung mit dem heutigen Befunde schließen, daß der älteste Granit-Tuffsteinbau für den Zustand der ersten Weihe vermutlich niemals ganz fertiggestellt wurde. Angar war es nicht vergönnt, wie seinen erfolgreicherem Vorgängern Bonifatius in Fulda oder Liudger in Münster, mit den neuen Bistümern in Schleswig und Ripen auch gleichzeitig die zugehörigen steinernen Bischofskirchenbauten zu gründen. Seine kleine (Marien) Kapelle von 848 wird von den heidnischen Dänen unter dem grimmigen christenfeindlichen Gorm dem Alten (um 880—940) bald genug wieder zerstört sein. Die höchst unsicheren Zustände in den drei, außerhalb der deutschen Reichsgrenzen in Dänemark gelegenen, wieweil mit deutschen Bischöfen unter einem deutschen Erzbischofe von Hamburg-Bremen besetzten Bistümern Schleswig, Ripen und Aarhus konnten auch durch die erneuten kraftvollen Vorstöße der deutschen Könige Heinrich I. und der Ottonen nur verübergend wieder gefestigt werden. Die Missionsarbeit Ansgars, seines Schülers und Nachfolgers Rimbart und später Unnis (935), so verdienstvoll sie war, blieb nach v. Schuberts treffender Kennzeichnung im Wesentlichen doch nur „Saat auf Hoffnung“⁵⁾. Erst im 11. Jahrhundert findet das Christentum auf der nordischen Halbinsel willigere Ohren. Aber diesmal ging die Bekehrung nicht von Deutschland aus, sondern von Dänemark. Der weiblickende Salier Konrad II. hatte diesem gegenüber auf die damals dauernd doch nicht zu haltenden Gebiete nördlich der Eider und die zweifelhaften deutschen Ansprüche hierauf

verzichtet (1029).⁶⁾ Knud der Große, dem er verwandtschaftlich nahe trat, diese gewaltige Herrschernatur, erobert seit 1015 England, 1028 Norwegen und gründet die dänische Nationalkirche nach englischem Vorbilde. Es liegt nahe, in ihm, der englische (irische) Mönche (zum späteren St. Michaeliskloster) nach Schleswig geschickt haben soll, auch den ersten Erbauer des steinernen Doms in seiner ersten basilikalen Grundform zu sehen. Adler, der diese Vermutung teilt, erwähnt hierzu die Nachricht, daß Knud von England her zum Bauen von Gotteshäusern Kalksteine (Tuff) herübergeschickt habe.⁷⁾ Der Gedanke wird gestützt durch eine kurze Bemerkung des nordschleswigschen Pastors Nikolaus Heldvader in seiner Beschreibung der Stadt Schleswig von 1603: Sie (die Domkirche) war zu bauen angefangen im Jahre Christi 1018.⁸⁾ Haupt baut wohl zu fest auf diese nebenbei gemachten Angaben eines späten Berichterstatters, den man als ernsthafteren Geschichtsforscher kaum ansehen kann. Denn außer Heldvader weiß niemand etwas von einem zeitlich so genau festgelegten Dombaubeginn. Auch besagt die Bemerkung inhaltlich zu wenig. Wieweit dieser angebliche Bauanfang über die Grundmauern gedieh, wer der Bauherr war, da Knud nicht genannt wird, ob es überhaupt nur bei der Absicht eines großen Baues blieb, alles das bleibt ganz unbestimmt. Nach der gründlichen von Adam von Bremen einwandfrei berichteten Zerstörung von Stadt und Dom durch die Dänen nach 1043 (Magnus) und besonders die Wenden 1066 kann von dem aufgehenden Mauerwerk ohnehin nicht viel stehen geblieben sein. Heldvader bemerkt selbst, daß nach Vertreibung der Wenden durch die Kämpfe im Kropper Busch „die Domkirche aufs Neue ausgerichtet sei“. Erst nach 1093, wo der letzte Widerstand der Slaven bei Ratzeburg gebrochen und eine kraftvolle dänische Statthalterschaft in Schleswig eingesetzt war, also erst nach dem Jahre 1100 kann in Holstein wie in Schleswig von einer kirchlichen Bautätigkeit in dauerhaften Steinbauten die Rede sein. Wie wenig gekräftigt das Christentum um diese Zeit selbst in den südlichen Teilen der Halbinsel war, geht u. a. aus einer alten Eiderstädtischen Chronik hervor, welche als ersten kirchlichen Bau der Westküste („Utholm“) eine hölzerne Kapelle von 1103 in Tating und als ersten Steinbau der Gegend die Kirche in Garding von 1117 nennt.⁹⁾ Man muß sich daran erinnern, daß erst 1125 Vizeelin, der Apostel Holsteins, in Wagrien (Neumünster, Segeberg, Preetz, Oldenburg) predigte. Erst seit dieser Zeit sind in Schleswig-Holstein Steinkirchen aus heimischem Granit, zunächst aus rohen Feldsteinen — der Dom in Schleswig bildet eine Ausnahme — gebaut unter gelegentlicher Zuhilfenahme des vom Rheine her eingeführten Tuffs.¹⁰⁾ Wie auch noch bei den ersten Ziegelkirchen sind die Einzel-

⁴⁾ Siehe Biereye, Untersuchungen zur Geschichte Nordalbingiens im 10. Jahrhundert (Zeitschr. d. Gesellschaft f. schleswig-holsteinische Geschichte 1916 S. 1—40), ein Vorgang, der sich unter dem Hohenstaufen Friedrich II. 1214 nochmals wiederholte.

⁷⁾ Siehe Westphalen, Ernst Joachim, Monumenta inedita rerum Germanicarum Leipzig 1739—45 7 III S. 266 u. 320.

⁸⁾ Siehe Jürgensen, Joh. Chr. Nikolaus Heldvaders Chronik der Stadt Schleswig 1822 und Heldvater, sylva chronologica circuli Baltici, Hamburg 1625.

⁹⁾ Siehe Cypraeus bei Westphalen 3, 206. Auch diese Eiderstädtischen Kirchen waren Schöpfungen des Bischofs Albert. S. a. H. N. A. Jensen und A. L. J. Michelsen, Schleswig-Holsteinische Kirchengeschichte I—IV 1873 ff.

¹⁰⁾ Der Tuff des Brohltales kam die Eider und Treene hinauf bis in die Gegend von Hollingstedt. Er wurde besonders in der Zeit vor Anwendung des Ziegelbaues (1050—1170) im ganzen norddeutschen Küstengebiet gern als Füllstoff, besonders der Obermauern und für Gewölbe verwandt. Die Versuche Haupts, die Kirche in Schenefeld bei Hohenwestedt in fränkische Zeit zu setzen („Eine karolingische Kirche weit im Norden“ i. d. Zeitschrift für christl. Kunst 1912 S. 150 bis 158) können ebensowenig überzeugen wie sein Bemühen, Vizeelin und seinen Chorherren Volchart als „Erfinder“ einer selbständigen „wagrigen“ Backsteinbaukunst zu erweisen. Diese seltsamen Ansichten sind, abgesehen von Dehios kurzen Bemerkungen zur Segeberger Kirche (Gesch. d. Deutschen Kunst I. S. 282) von einem besten Kenner des Ziegelbaues, Otto Stiehl i. d. Zeitschr. f. Gesch. d. Architektur 1913 Heft 3 u. 4, erschöpfend zurückgewiesen und es ist in dem Vorworte seiner „Backsteinbauten in Norddeutschland und Dänemark“ (Jul. Hoffmann, Stuttgart 1923) die Abstammung des norddeutschen Backsteinbaues von Oberitalien und gleichzeitig eine Geschichte der norddeutschen Backsteinkunst in gedrängter Kürze und doch in den wesentlichen Punkten erschöpfend klargelegt. Die älteste, in den Grundmauern erhaltene kleine Feldstein (oder Holz-)kirche des Gebiets ist die in Alten-Lübeck (Schwartau) von frühestens 1000 (s. Helmold, Chronica Slavorum 41), die ältesten Ziegelkirchen des Gebiets sind Sorö (Dänemark) ab 1170, die Dome von Lübeck (1173—1225) und Ratzeburg (1173 gegründet, aber erst ab 1200 weitergebaut), beide Gründungen Heinrichs des Löwen nach dem Vorbilde des Braunschweiger Doms (1173—1227), dann Neumünster (1829 abgerissen) und Segeberg (1180—1225), Gumlösa (Schweden, ab 1190),

⁴⁾ Zeitschrift für Bauwesen 1897 S. 187—199. Im übrigen hat Richard Haupt um die Erforschung der Baugeschichte die größten Verdienste. Siehe Haupt, Die Bau- und Kunstdenkmäler d. Provinz Schleswig-Holstein, Kiel, Homann, 4. Bd. 1887—1890, dazu die beiden Ergänzungsbände 5 u. 6 über „Geschichte und Art der Baukunst in Schleswig und Nordalbingen (Holstein)“, Heide, Verlag „Heider Anzeiger“ 1924 u. 1925, sämtliche Bände mit vielen guten Zeichnungen vom Dome, das Ganze ein gewaltiges Lebenswerk, dessen schier unübersehbare Fülle von Einzelheiten freilich noch kritisch zu ordnen und zusammenzufassen ist. Ueber das ehemalige Glockenhaus des Domes hat Ehrhardt 1897 i. Zentr.-Bl. d. Bauverw. geschrieben. Eine besondere kleine Schrift hat Haupt dem Dome gewidmet. (Der Dom von St. Petri zu Schleswig, Schleswig, Bergas 1921.) Mehr volkstümlich hat sich Frau Pastorin Schnittger mit dem Stoffe beschäftigt, s. Doris Schnittger, Der Dom zu Schleswig, Bergas, Schleswig 1894, dazu Einzelnes von Ernst Saueremann im Schleswig-Holsteinischen Jahrbuche 1924 und in der Zeitschr. d. Ges. f. schleswig-holst. Geschichte und den „Schleswiger Nachrichten“ u. a. m.

⁵⁾ H. v. Schubert, Kirchengeschichte Schleswig-Holsteins (Schriften des Vereins für schleswig-holsteinische Kirchengeschichte I. R. 3. 1907).

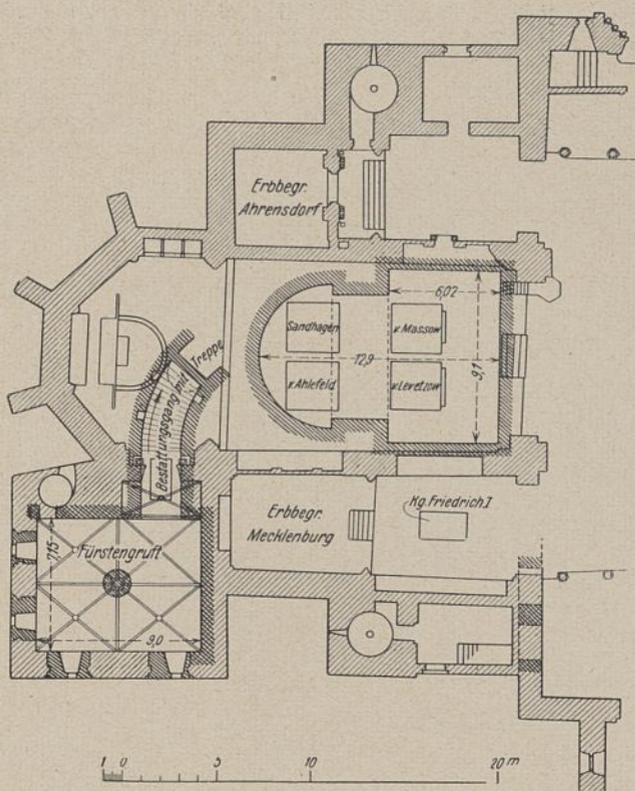


Abb. 6. Dom in Schleswig. Grundriß von 1905 mit der aufgedugenen Chorapsis (um 1118), Gräbern (meist 17. Jahrh.) und der vermauerten Treppe zur „Fürstengruft“.

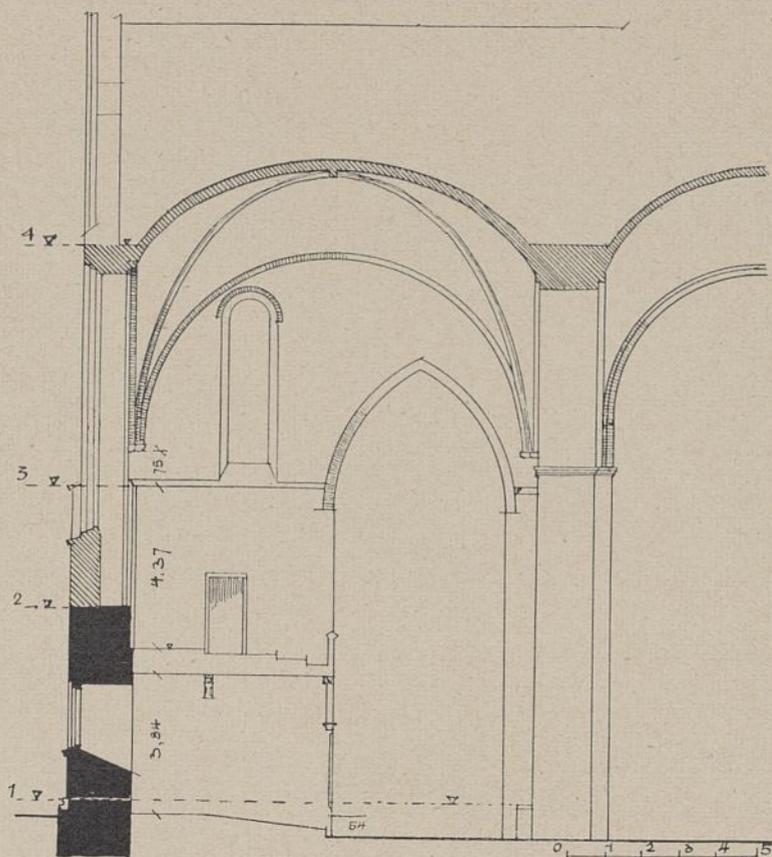


Abb. 7. Dom in Schleswig. Schnitt durch das südliche Querschiff, nach Westen gesehen, mit Mauerabsätzen der verschiedenen Bauzeiten.

formen aus Stuckblöcken von heimischem (Segeberger) Gips hergestellt. Auch in dieser Hinsicht bilden die Granitprofile des Schleswiger Doms eine Ausnahme.

Richtig ist an der irreführenden Bemerkung Heldvaders nur das unbewußte Gefühl, daß ein Baudenkmal von der Größe und Wucht des Schleswiger Doms, auch in seiner ersten, ziemlich schlichten basilikalischen Gestalt nur in die Zeit einer dahinterstehenden großen Persönlichkeit verlegt werden kann. Eine solche Persönlichkeit tritt in Schleswig erst hundert Jahre nach Knud dem Großen mit Knud Laward („Lord“), dem ersten Herzog von Schleswig (dänischer Statthalter 1115–31) auf, dem ein solcher Hauptkirchenbau in seiner Hauptstadt, in unmittelbarer Nachbarschaft des von ihm erbauten Residenzschlosses der „Jürgensburg“¹¹⁾ auf der Schleiinsel („Möveninsel“) wirklich am Herzen liegen mußte und der in seinem kraftvoll friedlichen Wirken auch Zeit dazu fand. Unter ihm und seinem Bischof Albert (1096–1134) wird der Dom als solcher zum ersten Male 1120 und 1134 von dem zuverlässigen nordischen Geschichtsschreiber Saxo grammaticus¹²⁾ genannt. Höchst

Altenkrempe und Oldenburg (Holstein, ab 1200–1230), Mölln (1220–1260). Die ersten Granitkirchen in Schleswig-Holstein setzt Stiehl mit etwa 1150 wohl zu spät an (Zeitschr. f. Gesch. d. Arch. 1913, S. 76). Zu ähnlichen Ergebnissen kommt Joh. Baltzer in der Festschrift der Lübecker 700-Jahrfeier „Ein Beitrag zur Entstehung der Ziegelbaukunst in Lübeck und Wagvian“. Stiehl wie Baltzer vergessen die älteste Gruppe dieser nordischen Bauten, in welche die großen Dome von Lund, Schleswig, Roskilde und Ripen angehören.

¹¹⁾ Sie war durch eine Holzbrücke, deren Pfähle noch vor einigen Jahren gefunden wurden, mit dem nördlichen Domufer verbunden und ist u. a. noch 1584 auf dem Braunschens Stadtbilde (s. bei Haupt II, S. 280/281) dargestellt, scheint aber damals schon alles Burgartige verloren zu haben. Schon seit 1268 wohnten die Herzöge in dem von den Bischöfen durch Tausch (gegen Schwabstedt) erworbenen Schlosse Gottorp. Die Bischöfe residierten während des ganzen Mittelalters in Schwabstedt, bei ihren gelegentlichen Aufenthalten in Schleswig wohnten sie im „Bischofshofe“, einem westlich beim Dom stehenden Hause, in jetziger Gestalt in den ältesten Teilen aus dem 15. Jahrh. stammend, im 17. Jahrh. als Herrenhaus umgebaut. Bei den Grabungen 1892 wurde zwischen Dom und Bischofshofe beim Hansenschen Hause ein mit 6 Kreuzgewölben überwölbter Keller (Beinhaus) freigelegt, etwa von 1490, der vielleicht im Obergeschoße die bischöfliche Kapelle enthielt. Um den Dom mußte damals eine 1,50 m hohe Erdschicht, die sich im Laufe der Jahrhunderte (durch Bauschutt usw.) angehäuft hatte, entfernt werden.

¹²⁾ Saxo Grammaticus, Historia Danica ed. Müller und Velschow, Kopenhagen 1839 und Westphalen a. a. O. Teil III, 209 im Cypraei Chronicon, Knud Lawards Bautätigkeit wird auch bei den Rundbauten Bornholmer Art, St. Michael in Schleswig, Schlamersdorf und dem (verschwundenen) Mynnäsby in der Schlei mündung mit Recht vermutet.

wahrscheinlich beruht Heldvaders Angabe auf einem alten, immer wiederholten Schreibfehler und es muß 1118 statt 1018 heißen.¹³⁾ Mit der Annahme des Gründungsjahres 1118 reiht sich der Schleswiger Dom zwanglos in die Reihe der ersten großen Hausteinkirchen des Nordens: Dom in Bremen 1045–1101, in Hamburg 1106 (nach vergeblichen Versuchen von 1040 und 1072),¹⁴⁾ Lund zwar 1074 begonnen, aber in der Krypta erst 1123, ganz 1145 vollendet, Roskilde 1086 zum ersten Male geweiht, Ripen um 1134 (Bischof Thore), Aarhus erst 1197 begonnen, wobei noch zu beachten bleibt, daß es sich bei Bremen, Hamburg und Lund um bevorzugte erzbischöfliche Dome handelte, während der Schleswiger Dom nur abgelegene Kirche eines Bischofs und seines Domkapitels war. Letzteres wird 1063 zuerst erwähnt, doch kann man hieraus ebensowenig auf einen damals bereits vorhandenen steinernen Dom schließen wie aus der Tatsache, daß es seit dem 9. Jahrhundert Bischöfe von Schleswig gab. Eine kleine hölzerne Kapelle bleibt freilich seit Ansgars Zeiten anzunehmen — wenn auch nicht ununterbrochen.

2. Älteste Bauzeit (1118–1155 Granit-Tuffbau).

Adler hatte noch keine Kenntnis von der Aufgrabung der runden Granit-Chorapsis im Jahre 1905, die in der Aufnahmezeichnung des Hochbauamts auf Abb. 6 wiedergegeben ist. Leider sind die damaligen Grabungen¹⁵⁾ nicht mit der erforderlichen Sachkenntnis durchgeführt, sonst würde man bei dieser Gelegenheit wohl einwandfrei festgestellt haben, ob die erste Basilika an dieser Stelle eine Krypta hatte oder nicht. So bleibt nur übrig, aus der hohen Lage

¹³⁾ Auch Otto Brandt, einer der besten neueren Kenner schleswig-holsteinischer Geschichte, der den ganzen Urkundenstoff erneut kritisch durchgearbeitet hat, kommt zu dem Ergebnis, daß die älteste Anlage des Doms jedenfalls aus Knud Lawards Zeit stammt (s. Brandt, Gesch. Schleswig-Holsteins, Kiel, Mühlau 1925 S. 43).

¹⁴⁾ 1805 abgerissen, ein Grundriß findet sich bei F. H. Neddermeyer, Topographie der freien und Hansestadt Hamburg, Hamburg, Hoffmann u. Campe 1832.

¹⁵⁾ Ueber welche die Akten des Hochbauamts, der Regierung u. des Prov. Konservators Auskunft geben. Gleichzeitig wurde im Chore der auf Abb. 6 gezeichnete gekrümmte Gang mit Treppe freigelegt. Er führte zur „Fürstengruft“ und wurde nach jeder Beisetzung wieder vermauert. Diese um 1500 gebaute Gruft, ursprünglich „Garwekammer“ oder „Kerner“ wie die darüber befindliche „Sakristei der Kleriker“, wurde nach ihrer Einrichtung als „Fürstengruft“ (im 17. Jahrh., vielleicht auch schon nach Beisetzung König Friedrichs I., 1533) unzugänglich. Sie entspricht in ihrer Grundrißanlage mit Mittelsäule ganz der damals für solche Anbauten üblichen Form (z. B. gotische Schatzkammer in Mittelzell-Reichenau von r. 1550).

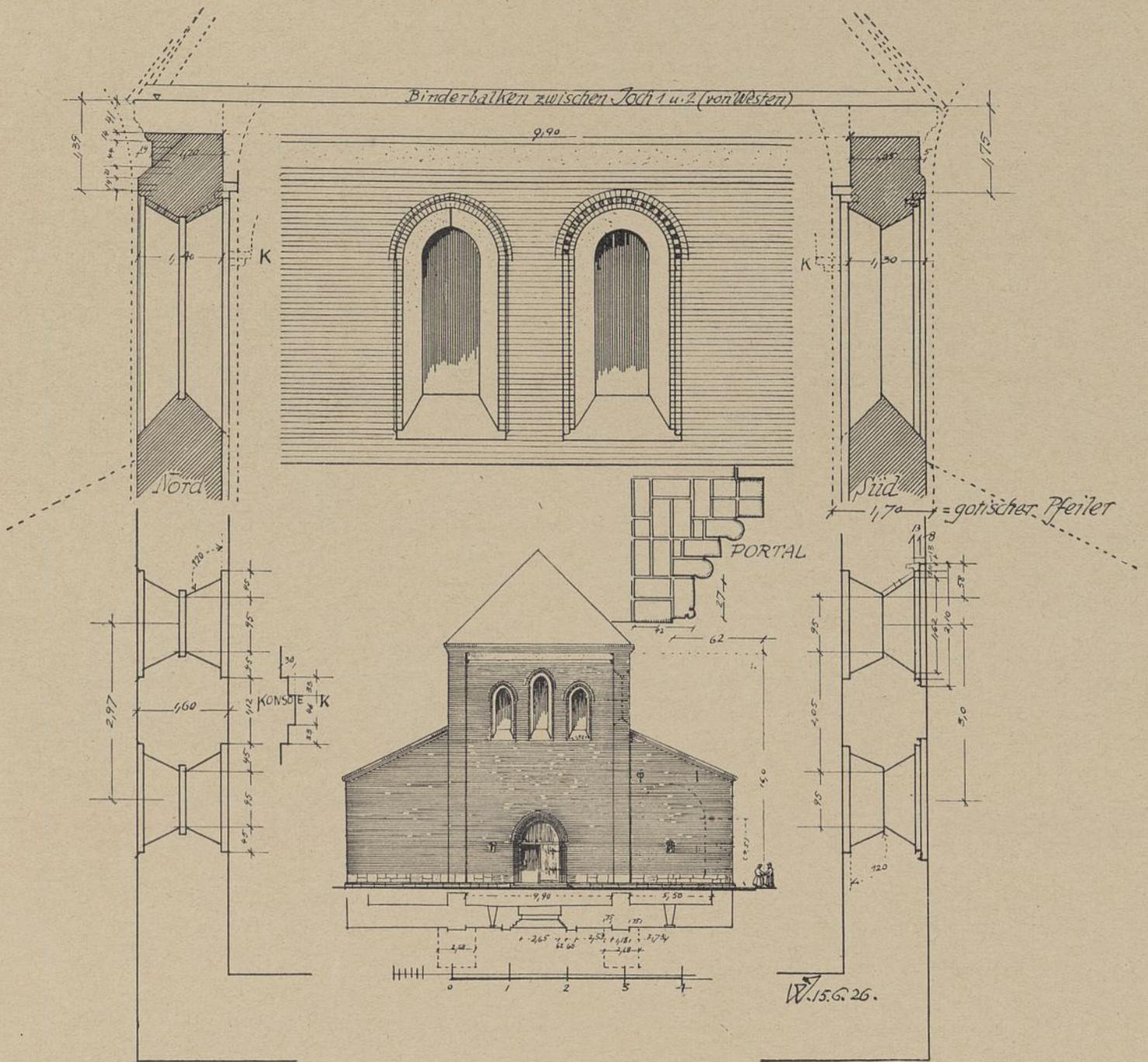


Abb. 10. Dom in Schleswig. Die vermauerte Basilika der Übergangszeit (um 1275) mit Einzelheiten (nach Ehrhardt.)

Atlas, Blatt 28) in Emporenhöhe den 5,50 m breiten, mit Mittelpfeiler (ähnlich wie in Ratzeburg im südlichen Querschiff) versehenen, später vermauerten Rundbogen gezeichnet, der eine Seitenapsis des ältesten Ziegelbauabschnittes darstellt, welche wahrscheinlich an Stelle einer solchen des hier verschwundenen Granitbaues trat. Auf der gegenüberliegenden Westseite dieser heutigen Querschiffempore sieht man in niedrigerer Höhe den Ansatz des Ziegel-Rundbogens des nördlichen Seitenschiffs. Da das ganze nördliche Querschiff und fast das ganze nördliche Seitenschiff aus Ziegeln besteht, so muß man schließen, daß dieses nördliche Quer- und Seitenschiff entweder die Ausführung in Granit und Tuff gar nicht erlebten oder nach einer gründlichen Zerstörung durch Feuer oder Gewalt in Ziegeln völlig neu gebaut wurden. Auch beim südlichen Querschiff hört der Granitbau in der Höhe von etwa 3—4,50 m über Erdboden völlig auf und die verschiedenen äußeren und inneren Absätze (s. Abb. 7) zeigen, daß die Bauausführung hier mehrmals stockte. Nach den Feststellungen Ehrhardts sind Vierungspfeilerkern (s. Abb. 8) und runder Chor-Triumphbogen aus Granit ein Beweis, daß, wie allgemein üblich, der Chorbau den ältesten Teil der

ersten Bauzeit darstellt. Weitere Reste dieses ersten Bauabschnittes sind in den Granitpfeilern und Bogenanfängern des südlichen Mittelschiffs freigelegt (s. Abb. 8 u. 9). Bei Ergänzung der Bogenansätze zur Halbkreislinie ergeben sich mit Notwendigkeit Zwischenpfeiler in derselben Größe wie die noch vorhandenen, später von vorgesetzten Ziegelpfeilern umhüllten Hauptpfeiler (1,54 × 1,81 m). Es war also ein Langhaus mit 8 Bogenteilungen (je 3,32 m weit) von etwa 9,4 m Breite des i. L. rd. 15,50 m hohen Mittelschiffs (Querschiff 9,95 bis 10,35 m breit, 15,50—17,50 m hoch) und — in der Annahme, daß die äußere Seitenschiffsmauer mit der entsprechenden gotischen Ziegelmauer der dreischiffigen Anlage zusammenfällt — rd. 5,50 m Breite der i. L. rd. 7 m hohen Seitenschiffe. Ob die letzteren (wie in Lund) jemals gewölbt waren, läßt sich nicht mehr mit Sicherheit feststellen, doch spricht das Fehlen von Quergurtbogenansätzen (Abb. 8) für flache Decke. Auf Abb. 9 sind beide Möglichkeiten gezeichnet. Als Westabschluß war — wie in Lund — ein Turmpaar geplant. Das zwei-türmige Kirchenmodell des Stiftes am Petriportal und die an der Westseite aufgedugenen Turmgrundmauern beweisen das. (Abb. 12 und 16.)

Schleswiger Rundbogens auf Adlers Zeichnung könnten sie auch in Schleswig vorhanden gewesen sein. Die Maße sind in Lund entsprechend größer (Mittelschiff 11,38 m, Schleswig 9,4 m breit). Im übrigen besitzen wir heute über Lund das vortreffliche Werk von Rydbeck, Bidrag Till Lunds Domkyrkas Bygnads Historia, Leipzig, Harras 1915, fußend auf seinem früheren (Lund Domkyrka 1911).

Die Feinheit der Bearbeitung der gestockten mächtigen, genau rechteckig bearbeiteten Granitquader an den freigelegten Teilen und am Petriportal sowie die engen Fugen geben ein Bild hoher technischer Sorgfalt auf Grund alter Handwerksüberlieferung dieses ersten Baues Knud Lawards, zu dem auswärtige Steinmetzen herangezogen werden mußten. Die Profile der Schiffs Pfeiler haben größte Ähnlichkeit mit entsprechenden in Ripen. Es erklärt sich das

aus der näheren Abgrenzung, die das Bistum Schleswig schon vor Knud Lawards Zeit gegen das von Ripen erfahren hatte.¹⁸⁾ Die Aehnlichkeit mit dem Dome in Lund scheint nur in der Uebereinstimmung des Grundrisses und Gesamtaufbaues bestanden zu haben. Die erhaltenen architektonischen Einzelheiten in Lund sind viel reicher und phantasievoller, wobei allerdings der geringe Rest des in Schleswig Erhaltenen¹⁹⁾ berücksichtigt werden muß. Die künstlerisch wertvollsten Reste dieser ersten Zeit bilden die merkwürdigen mit Drachen, Menschen und untereinander kämpfenden Granit-Löwen. Sie stellen sich als Kämpfer der Rundbogen-Portale dar und sind mit dem Petriportale zusammen zu betrachten.

3. Das Petriportal und seine Inschrift.

Eine besondere Behandlung erfordert das vielumstrittene Petriportal und seine Inschrift an der Südseite des südlichen Querschiffs. Seitdem Haupt diese Inschrift 1900 völlig freilegte, hat sich ein umfangreiches Schrifttum deutscher, dänischer und schwedischer Forscher darüber angesammelt. In einer besonderen Schrift und vielen späteren Zusätzen hat sich Haupt mit diesem Portal und seiner lateinischen Inschrift philologisch auf das Eindringlichste beschäftigt²⁰⁾. Richtig erkannte er, daß der Portalbau, der im übrigen als romanisches Säulenportal nichts Besonderes hat, nicht mehr die ursprüngliche Form zeigt, sondern im Laufe der Zeit wesentliche Aenderungen erfuhr. Er ist 5,10 m breit, sitzt aber nicht in der Mitte des Querhauses, westlich verbleiben 3,79 m, östlich 4,09 m. Auf Abb. 11 ist im unteren Teil der heutige Zustand, im oberen rechts der heutige, links der vorhergegangene Zustand dargestellt. Auffallend sind die verschiedenen Baustoffe, deren letzte Umsetzung in dänischer Zeit (vermutlich 1832 bei Umsetzung des Lettners) erfolgte. Die Kämpferprofile, die 6 Würfelkapitäl und die beiden äußeren Säulenschäfte sowie zwei obere Schaftstücke und ein oberes Pfeilerstück bestehen aus gotländischen Kalksteinen, sonst ist das ganze untere Portal aus Granit, mit alleiniger Ausnahme einer 12 cm hohen Schicht unten rechts, die ebenso wie das runde Giebelfeld roter Sandsteine von Schonen in Schweden, damals zu Dänemark gehörig, ist. Der später darunter geschobene grobe Granitsturz, dessen einfache roh gearbeitete Fasse mit den Seitenprofilen der Türgewände (des 17. Jahrh.) nicht zusammengeht, ist erst untergeschoben, als das Bogenfeld zwei erhebliche Risse erhalten hatte²¹⁾. Hierbei ist offenbar der untere wagerechte Streifen des Bogenfeldes abgebrochen und in der genannten 12 cm hohen Schicht wieder verbraucht. Auch der untergeschobene Granitsturz hat sich den Spannungen durch die beiderseitig verschiedene Auflast nicht gewachsen gezeigt und ist in der Mitte durchgebrochen (s. Abb. 12). Große eiserne Anker an der Ost- und Westseite des Querhauses lassen auf Bewegung im Mauerwerk schließen, die das Portal in Mitleidenschaft zogen, die östlichste Kalksteinsäule steht auffallend schräg, die geschwärtzten Granitteile der westlichen Seite erzählen von einem großen Brande (1440). Rundbögen und Uebermauerung über denselben bestehen aus Tuff, vor der Adlerschen Aenderung dieses Oberteils durch eine wagerechte Abdeckung (mit Harz-Kalkstein) war hier, wie 1892 festgestellt wurde, der allgemein übliche dreieckige Giebelabschluß, in dänischer Zeit verändert und verputzt (s. Abb. 13), nachdem er ursprünglich — vor Einfügung des Granitsturzes — unverputzt gewesen war, vielleicht auch um Sturzhöhe tiefer gesessen hatte. Die verschiedene Höhenlage der Säulenbasen, unter denen nur eine Eckknollen aufweist (im Norden für die Zeit nach 1140 bezeichnend, die am Dom in Bremen, Ostkrypta, von rd. 1100 sind Ausnahmen), die ungleich hohen Portalsockel (östlich 10 cm höher), die seltsame Endigung der Seitenpfeiler mit vorgesetzter gotischer Schräge, endlich die anschließenden verschiedenen Querschiffssockel auf beiden Seiten lassen vielfache Aenderungen erkennen. Dazu kommt die verschiedene Bearbeitung des Granits, der in den rechtwinkligen Einsprünge hinter den Säulen die er-

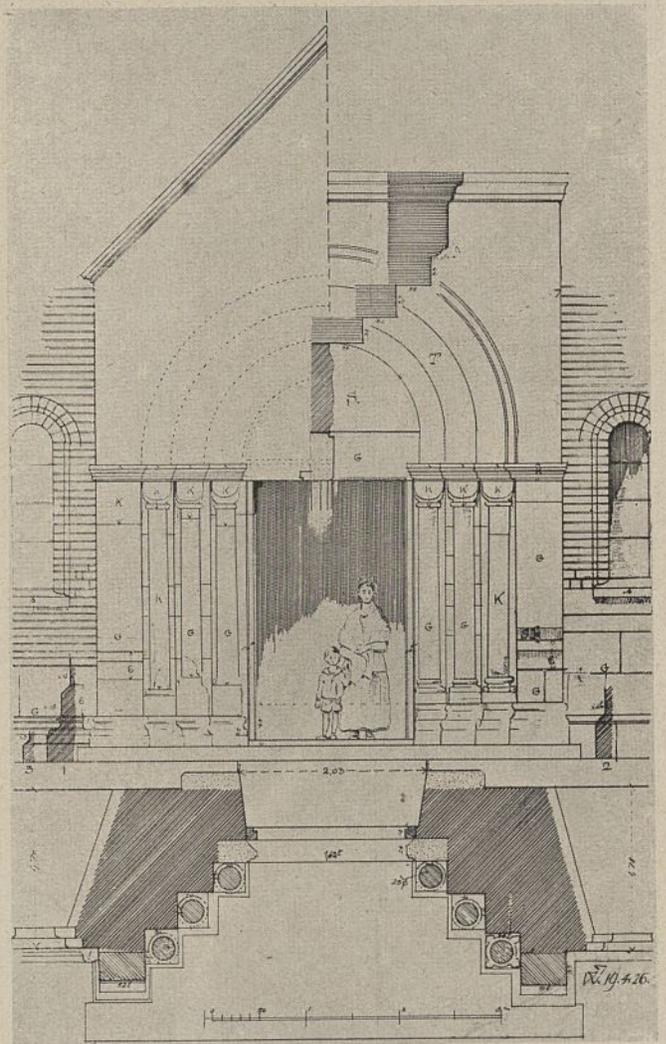


Abb. 11. Dom in Schleswig. Das Petriportal, links früherer, rechts heutiger Zustand.

(G = Granit, K = Kalkstein, S = Sandstein, T = Tuff, 1 = westlicher Ecksockel (um 1118), 2 = Chorsockel unter Wiederverwendung alter Teile, 3 = Langschiffssockel (von 1450), die seitlichen Fenster von 1832).

wählte sorgfältig gestockte Arbeit der ältesten Bauteile und eine dunklere Altersfärbung als die hellen Seitenpfeiler zeigt, deren hintere Längsfugen mit der Querschiffswand bündig liegen, die also erst nachträglich vorgesetzt wurden. Das alles legt den Gedanken nahe, daß das Portal im ältesten Zustande der Säulen entbehrte und eine einfache Form, etwa wie auf Abb. 14 hatte, wobei zwei der heute am äußeren Granitmauerwerk eingesetzten altertümlichen Löwen²²⁾ als Kämpfer, ein im Keller des benachbarten Hochbauamts (ehemaligen Archivs) gefundener romanischer gekrönter Kopf (Knud Lawards?), der offenbar vom Dom stammt, als Schlußstein angenommen sind. Aehnliche Kopf-Anfänger- oder -Schlußsteine finden sich im ehemaligen Herzogtum Schleswig häufig, so in Munkbrarup (Angeln), Schobüll, Schwenstrup, Hügum usw. Aus der Wand vorgekragte Löwen in Kämpferhöhe sind von Regensburg (Schottenkirche) bis Lund häufig. Genau wie auf Abb. 14 gezeichnet, finden sie sich als Auflagersteine unter den Rundbogen am Südportal der Kirche in Ulsnis bei Schleswig (Abb. bei Haupt II, Band, S. 276), hier mit figürlichen Zutaten im Bogenfeld und am Seitengewände. Zweifellos haben die diagonal blickenden, auf dem Rücken wagrecht abgegliehenen, an den eingemauerten Seiten dagegen nicht bearbeiteten Schleswiger Löwen ebenso gesessen. Nach uraltem, aus dem Oriente stammenden Brauche ist der Löwe Wächter des Heiligtums, der Drache, mit dem er kämpft, bedeutet in der mittelalterlichen Symbolik den Teufel. Ob nun unter den Löwen ein

¹⁸⁾ Näheres bei Haupt, Bd. 5, S. 92 (17—19).

¹⁹⁾ Es gehören dazu Bruchstücke einer Granitbasis mit Eckknolle und einbindendem Würfel-Kapital (heute in der Gruft v. Königstein), sonst nur Quader mit Sockelstücken attischer Basis, die u. a. auch in der ehemaligen Westwand eingemauert erschienen.

²⁰⁾ Siehe Haupt, die Peterstüre am Dome zu Schleswig (Abdruck aus dem 47. Bd. 1917 der Zeitschrift d. Gesellsch. f. schleswig-holsteinische Geschichte) sowie von demselben „Der heilige Laurentius und das Schleswiger Petriportal (dieselbe Zeitschr. 1923, S. 324—330), auch „Lund und Schleswig“ (dieselbe Zeitschrift 1916, S. 202, 216), weitere Schriften-Angaben, auch der dänischen und schwedischen Forschungen, daselbst u. in Haupts 5. u. 6. Bände.

²¹⁾ Haupt setzt diese Veränderungen in die Mitte des 17. Jahrh., wofür das Profil der ganz unregelmäßig abgehauenen Seitengewände spricht. Möglicherweise geschah es 1666, um den aus Bordesholm geholten Brüggemannschen Altar (1514—21) in den Dom zu schaffen, dessen große Teile sonst nur durch die ausgenommenen Chorfenster hineingebracht sein können.

²²⁾ Im ganzen sind es deren 6 (einer im Hofe des Hochbauamts), je 3 „Rechtslöwen“ und 3 „Linkslöwen“. Das läßt auf drei Portale, davon zwei am Querhause, schließen. Auch die 3 in der sog. „Löwengrube“ unterhalb des Erdbodens vermauerten deuten auf ursprüngliche Verwendung in der Nähe, also am Querhause. Abbildungen von Löwen — auch aus der ehemaligen Michaeliskirche in Schleswig, Munkbrarup und St. Johann auf Föhr — finden sich in Sauermanns Schleswig-Holstein, Jahrbuche 1924. Nach Ehrhardt sind die Schleswiger Löwen solchen in Ripen verwandt. Mit denen von Königslutter (1170) besteht keine Aehnlichkeit.

zweiter Löwe, ein Drache oder ein sich windender Mensch (s. Abb. 14 rechts) liegt, stets soll an solchem Portal, als an der Scheidewand zwischen Heiligtum und sündiger Welt der siegreiche Kampf des Christen mit dem Antichristen, allgemein gesagt, der Kampf des Guten mit dem Bösen dargestellt werden²³⁾. Als ausdrucksvolle Werke mittelalterlicher Bildhauerkunst, groß stilisiert, zugleich einfach und phantasievoll, reliefartig mit einem ganz geringen, durch die Härte des Granits mit bedingtem Aufwande plastischer Ausarbeitung stellen diese Löwen Meisterwerke damaliger mittelalterlicher Kunst dar. Dehio vermutet, daß diese steinernen Portallöwen lombardischer Abkunft seien, und verlegt das erste Vorkommen in Deutschland an den Bau der Klosterkirche in Königslutter um 1170 (Gesch. d. deutsch. Kunst I, S. 171). Die Schleswiger Portallöwen gehören jedoch zweifellos zum Bau Knud Lawaros, sind also ein halbes Jahrhundert älter und damit wohl die ältesten dieser Art (um 1120). Die Beziehungen Knud Lawards, der längere Zeit am Hofe des Kaisers Lothar (1125—1137), des Gründers von Königslutter lebte, spielen hier zweifellos eine Rolle.

Als Säulenportal ordnet sich das Schleswiger Petriportal durchaus der seit etwa 1100 üblichen romanischen Portalgestaltung ein, wie sie im nördlichen Teile des Landes vielfach u. a. in Sörup, Norderbrarup, Munkbrarup vorkommt. Auch die Darstellung Christi mit zwei Heiligen zu beiden Seiten entspricht durchaus dem üblichen „Majestasbilde“ der romanischen Zeit. Die Christusgestalt mit den vier Evangelistensinnbildern, den Kerngedanken der Heilslehre darstellend, bildete schon früh den bevorzugten Schmuck des Eingangs zur Wohnstätte Gottes auf Erden²⁴⁾. Dazu treten bei reicherer Ausbildung Begleitfiguren, hier Petrus, Paulus und ein durch die Krone als Fürst bezeichneter Stifter. Mit der Rechten reicht Christus dem Petrus die Schlüssel der Kirche (Matthäus 16,19) mit der Linken einer Gegenfigur, die nach dem feststehenden Schema nur Paulus sein kann²⁵⁾, ein Spruchband mit lateinischer Inschrift, die sich am Bogenrande fortsetzt und unter den Figuren am unteren Rande in wagerechter Linie endigt. In der linken Ecke steht der königliche Stifter (vielleicht Knud der Heilige, der Erbauer

²³⁾ Näheres hierüber bei Josef Sauer, Symbolik des Kirchengebäudes und seiner Ausstattung in der Auffassung des Mittelalters, 2. Auflage, Freiburg, Herder 1924. Der Löwe kann auch das Sinnbild feindlicher Mächte sein, die sich beugen müssen. In diesem Sinne kann man seine Verwendung als Träger von Säulen und dergleichen auffassen. Als Bogenanfänger tritt diese Eigenschaft aber zurück. Sauermann weist auf die Aehnlichkeit mit den Psalterabbildungen der Zeit hin (S. 113).

²⁴⁾ Als eins der ältesten und monumentalsten Beispiele nennt Sauer (S. 309—310) die Petrusbasilika und die innere Türwand von S. Sabina in Rom, bei letzterer erscheinen als Begleitfiguren auch Petrus und Paulus wie in Schleswig, wo sie übrigens auch am spätgotischen Chorgestühl von 1512 als Gegenfiguren erscheinen. Dieses Gestühl und das fast gleiche von 1509 in Bordesholm entstammen derselben hervorragenden (Husumer) Schnitzschule.

²⁵⁾ Haupt hält diese Gegenfiguren für den heiligen Laurentius, dem das Schiff der Kirche geweiht war (der Chor Petrus), obwohl Laurentius sonst meistens durch Bartlosigkeit und stets durch den Rost gekennzeichnet wird, der hier fehlt. Auch erscheint es höchst zweifelhaft, ob es um die Zeit der Entstehung des Bildes (um 1150) schon die Trennung im Innern der Basilika zwischen Chor- und Schiffsheiligem gab. Dagegen gab es nach dem Verzeichnisse von 1532 u. a. einen Petrus- und Paulusaltar.



Abb. 13. Dom in Schleswig. Das Petriportal (um 1150) vor der Veränderung von 1890.

von Lund [1080—86] oder Knud Laward) mit dem erwähnten zwei-türmigen Kirchenmodell. Bei den Sinnbildern der vier Evangelisten fällt auf, daß der Engel (Matthäus) mit einer dritten besonderen Hand über dem Stifter dessen Werk segnet, und daß der Löwe (Markus) rechts liegt, sonst pflegt hier der Stier (Lukas) zu liegen. Von diesen kleinen Abweichungen abgesehen, bietet das Bild in seiner durchaus gebräuchlichen Anordnung nichts Besonderes. Vergeblich erscheint auch Haupt's Bemühen, in der lateinischen Inschrift etwas Besonderes, nämlich die bewußte Anspielung auf einen bestimmten geschichtlichen Vorgang finden zu wollen. Erhalten sind heute die Worte:

Tu michi undi depelle tyrannum
Et revoca gen colentes.

Nach dem Zeugnis von Löffler (1885) und Detlefsen soll noch in den achtziger Jahren hinter michi ein v gestanden haben und durch einen Papierabdruck festgestellt sein, daß vor undi ein m

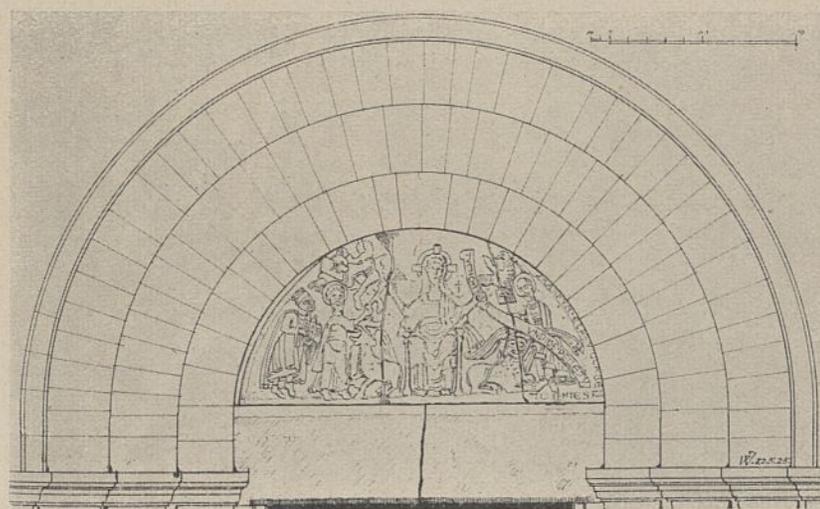


Abb. 12. Dom in Schleswig. Sandsteinbild über dem Petri-Portal mit lateinischer Inschrift auf dem Spruchbande rechts, links der Stifter mit zweitürmigem Modell.

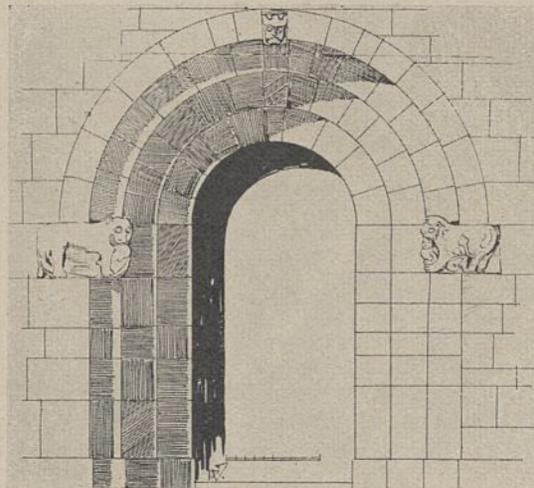


Abb. 14. Dom in Schleswig. Vermutliche älteste Gestalt des Querschiffportals mit den erhaltenen Granitlöwen als Kämpfer und dem erhaltenen Kopf als Schlußstein (vielleicht war wie in Ulsins ein Bogenfeld vorhanden).

gestanden habe. Haupt vermutet vor undi ein f, t oder m, hinter gen ein t und unter dem linken Fuße Christi (noch 1908) ein p. Nach meinen wiederholten eingehenden Untersuchungen mit dem Vergrößerungsgläse an Ort und Stelle läßt der verwitterte und teilweise stark beschädigte Stein heute keinerlei bestimmte Linien erkennen, nach denen man mit einiger Sicherheit auf bestimmte Buchstaben schließen könnte. Auch ob das Kreuz rechts neben Christi Kopf einmal ein griechisches Omega gewesen ist, erscheint heute zweifelhaft, ein entsprechendes Alpha auf der Gegenseite fehlt (s. Abb. 12).

Die vorgeschlagene Ergänzung Haupts ist: Tu michi (germanum m) undi depelle tyrannum Et revoca gen (tes Petrum pietate) colentes. Statt Germanum läßt er auch vesamum, pofanum, postannum oder Hermanum gelten. Demgegenüber haben die dänischen und die schwedischen Forscher zuletzt ergänzt: Beckett: Et revoca gen (tes me salvatorem) colentes; Gertz: Et revoca gen (tes ad me mundana) colentes; Helgesson: Tu michi (vas sanum m) undi depelle tyrannum. Et revoca gen (tes tenebris daemonia) colentes. Helgesson denkt dabei an den göttlichen Auftrag an Paulus, als das vas sanum (Apostelgeschichte 9,15). Bei der betonten Gegensatzlichkeit zwischen dem Vertreiben des Bösen und dem Zurückrufen der Guten einerseits, Paulus und Petrus andererseits, wie sie durch den leoninischen Vers und durch die gegenübergestellten Figuren klar ausgesprochen wird, scheint mir eine Lösung annehmbar wie:

Tu michi (vas sanum m) undi depelle tyrannum

Et revoca gen (tes Petrum pietate) colentes.

Schließlich liegt aber nichts darin, ob der Vers einmal richtig vervollständigt wird²⁶⁾. Sein Sinn: Vertreib mir den unchristlichen Tyrannen und rufe zurück, welche (Christus) verehren, ist auch ohne Vervollständigung klar. Er sagt im Grunde nichts anderes als die Löwen an Kirchenportalen, wenn sie mit Drachen oder sonstigen Gegnern als dem Antichristen kämpfen. Haupt ist der einzige, der in dieser allgemeinen christlichen Ermahnung, die in gleicher Fassung irgendwo im neuen Testamente stehen könnte, eine bewußte Anspielung des von ihm vermuteten Reliefsstifters auf einen ganz bestimmten geschichtlichen Vorgang sehen will. Zu diesem Zwecke erfindet er eine Beziehung zu dem zwar deutsch geborenen aber deutschfeindlichen Bischofe Hermann, der für sein Eintreten für das um 1100 gegründete neue skandinavische Erzbistum Lund, dem damals die bisher zu Hamburg-Bremen gehörenden Bistümer Schleswig, Ripen und Aarhus unterstellt wurden, als Belohnung 1138 den Bischofsstuhl von Schleswig erhielt, von dort aber vertrieben wurde und nun den Rest seiner Tage am Sitze des Erzbischofs Eskil, seines Gönners, in Lund (1146) beschloß. Von dort her soll er das Relief aus Schonenschem Sandstein als Weihegeschenk nach dem ihm feindlichen (!) Schleswig geschickt haben²⁷⁾. Alle übrigen Forscher haben in der Inschrift nur eine im Mittelalter gebräuchliche christliche Weiheformel an einen Heiligen gesehen, bei der jede Anspielung auf bestimmte geschichtliche Vorgänge ausgeschlossen ist²⁸⁾. Geschichtliche Angaben an dieser Stelle der Kirche beschränken sich, wenn sie vorkommen, auf die Zeit der Erbauung²⁹⁾ oder den Namen des Stifters.

²⁶⁾ Das könnte mit Sicherheit nur geschehen, wenn es gelänge, ihn in dem mittelalterlichen oder früheren Schrifttum (vielleicht bei Honorius Augustodunensis, Sicardus, Durandus oder anderen) aufzufinden. Denn bei der Unpersönlichkeit mittelalterlicher Portalinschriften und dem auffallend sicheren Rhythmus des Verses ist wohl kaum anzunehmen, daß er eigens für das Petriportal erfunden wurde.

²⁷⁾ Damit man die lateinische Anspielung nicht gleich merke, habe er sie mit Farbe überstrichen, und als man sie später entdeckte, habe man das gehässige „Germanum“ absichtlich weggemeißelt (!). Sauer warnt in seinem vortrefflichen Buche immer wieder vor solchen Auffassungen und hebt hervor, daß nicht nur in der Kunst, sondern auch in der Literatur des Mittelalters lediglich der Niederschlag einer allgemeinen Zeitanschauung zu suchen ist, die höchst selten durch eigenartige kleine Züge belebt wird (S. 374).

²⁸⁾ Zur Schlichtung des Streites wurde schon 1890 seitens des Kultusministeriums kein Geringerer als Theodor Mommsen angerufen, der sich zwar für mittelalterliche lateinische Inschriften nicht als zuständig erklärte, im übrigen die „mehr interessanten als soliden Kombinationen“ Haupts ablehnte. Neuerdings haben sich u. a. auch Demmler-Berlin und Haupts Nachfolger im Konservatoramt, Ernst Saueremann, der allgemeinen Ablehnung angeschlossen (Schleswig-Holstein, Jahrbuch 1924, S. 112).

²⁹⁾ So bei der ältesten, auch von Haupt angeführten Portalinschrift der Halbinsel in Gellerup (Dänemark) von 1140 „Anno dni m c xl Est hic fundata sub honore dei domus iste“. Siehe Haupt 5. Bd., S. 103.

4. Die erste romanische Ziegel-Bauzeit (1185—1230).

Der geringe Rest an Granit-Bauteilen, die überdies zahlreiche spätere Veränderungen aufweisen, läßt mit Sicherheit vermuten, daß der Bau Knud Lawards in dem schwer zu bearbeitenden Stoffe niemals ganz vollendet und dann bald in großem Umfange zerstört wurde. Wir lesen bei Saxo von den erbitterten Kämpfen, die nach Knuds Ermordung um den dänischen Königstron und das von diesem abhängige Herzogtum Schleswig stattfanden. Die Stadt Schleswig wurde 1155 von Svend Grathe derartig zerstört, daß sie nach Saxos Bericht in ihrer Blüte entscheidend geknickt wurde. Hierbei wird auch der Dom in so großem Umfange gelitten haben, daß nur noch die beschriebenen spärlichen Reste der ersten Anlage verblieben. Nach den erhaltenen Bauformen zu schließen, begann man beim Wiederaufbau mit dem Querschiffe, soweit nicht auch der Chor zu erneuern war. Damit beginnt der Ziegelbau, gelegentlich noch vermischt mit Tuff³⁰⁾. Erst durch den Ziegelbau erhält die Baukunst der nördlichen Länder einen höheren Zug weiträumiger und verfeinerter Raumkunst. Als erster Förderer des Dombaues in dieser Zeit kommt der Sohn Knud Lawards, Waldemar der Große, in Frage (seit 1150 Herzog von Schleswig, 1157—82 auch König von Dänemark). In seiner lateinischen Grabschrift in der Kirche zu Ringstedt (Dänemark) wird von ihm als besonders rühmenswerte Tat hervorgehoben, daß er das vielumkämpfte Dannewerk³¹⁾ „ex lateribus coctis“ und zwar „primus“ also zum ersten Male in Ziegeln gebaut habe. Aeußeres und Format der Ziegelsteine dieser „Waldemarsmauer“ (beim Rotenkrug in Klein-Dannewerk) stimmt jedoch nur annähernd mit den Ziegelsteinen des nördlichen Querschiffs überein³²⁾. Man wird hieraus folgern dürfen, daß Waldemar — wenigstens in größerem Umfange — nicht am Dom gebaut hat, sonst wäre es in der Grabschrift auch wohl erwähnt. Die angebliche umfassende Kirchenbautätigkeit Waldemars ist nur von dem nicht besonders zuverlässigen Heldvader (sylva chronologica I, 85) überliefert und wird u. a. auch von Stiehl bezweifelt. Da die Waldemarsmauer bei Waldemars Tode (1182) nachweisbar unvollendet war und blieb, so wird man als Anfangsjahr dieser Mauer und damit als frühestes auf schriftlichen Nachweis einwandfrei gestütztes Jahr der Einführung des Ziegelbaues in Schleswig-Holstein etwa das Jahr 1170 anzunehmen haben. Das stimmt mit den angeführten neuesten Forschungsergebnissen Stiehls überein, wonach als ältester Ziegelbau des norddeutschen Binnenlandes der Dom von Brandenburg 1165, als älteste Gründungen des norddeutschen Küstengebiets die Dome von Lübeck und Ratzeburg 1173 festgestellt sind. Auch wenn der Bischof Homerus von Lügumkloster (1175—1204) schreibt, daß die dortige Kirche aus gebrannten Steinen neu errichtet werden sollte, so läßt das darauf schließen, daß das in damaliger Zeit etwas ganz Neues, Ungewöhnliches und darum besonders zu Erwähnendes war. Den Baubeginn in Schleswig wird man daher nicht vor 1185 setzen müssen. Erhalten ist aus dieser Zeit das nördliche Querhaus. Die auf Abb. 1 sichtbare äußere Gliederung mit breiten Ecklisenen, schmaler Mittellisenen — wie in Ratzeburg — zwischen unprofilierten Fenstern, diese mit geputzter Bogenleibung, einfachen, nicht durchkreuzten Rundbogenfriese, darüber einer einzigen Sägeschnitt fügt sich gut in diese Frühzeit ein und hat noch nicht die reichere Ausbildung wie bei den Lübecker und Ratzeburger Domen³³⁾. Sie ist als eins der

³⁰⁾ Nach Ehrhards Ansicht handelt es sich hierbei nicht um Tuff aus früheren Abbrüchen, sondern um frischeingeführten Tuff, selbst noch bei den Mittelschiffsgewölben und bei dem Innern der um 1300 entstandenen Chormauern. Die Einführung auf dem Wasserwege (Eider, Treene) von rheinischem Tuff hätte sich danach auch noch in der Ziegelbauzeit lange fortgesetzt.

³¹⁾ Die bekannte Landwehr, bestimmt, die etwa 10 km lange Linie zwischen Schlei und Eider gegen Angriffe vom Süden her zu schützen, wird zuerst erwähnt 808 als Anlage des Dänenkönigs Gottfried (Göttrik). Die Waldemarsmauer war etwa 2 m dick und 4—5 m hoch auf 0,6—1,3 m hoher Feldsteingrundmauer. Nach 1261 (Schlacht auf der Lohheide) wurde das Dannewerk als Befestigung von geringerer Bedeutung, nach 1864 als solche geschleift. Bis ins 19. Jahrh. wurde die Waldemarsmauer als Steinbruch benutzt. Das ausgiebige Schrifttum findet sich bei Haupt angegeben.

³²⁾ Dannewerk: 8—9⁵ × 11⁵—12⁵ × 25—26 cm; nördliches Querschiff: 7,5—8,5 × 11⁵—13⁵ × 25—26⁵ cm. Das Längenmaß stammt bekanntlich vom Fußmaße. Beim Dannewerk ist die äußere Haut fast überall verschwunden, der innere Verband ganz unregelmäßig, die Farbe durchweg tiefrot, die Steine sind splitterig.

³³⁾ Sie erinnert mehr an einfache Beispiele in Eutin, Mecklenburg und Pommern. Vielleicht hängt dieses damit zusammen, daß der Dänenkönig Knud VI. (1182—1202) seit 1185 diese Gebiete und Holstein erworben und seinem Nachfolger Waldemar II., dem Sieger (1202—41) überliefert hatte, der allerdings Holstein 1227 durch die Schlacht bei Bornhövd endgültig wieder verlor.

zierten Westportale, ähnlich wie eins in Mölln oder Ratzeburg⁴⁰⁾, jedoch schon spitzbogig, den Lisenen und den drei schlanken Spitzbogenfenstern in der Mitte dieser alten, 1889 unter der gotischen Uebermauerung freigelegten Westseite finden sich in Ehrhardts Tagebuche wertvolle Skizzen, die in Abb. 10 maßstäblich aufgezeichnet sind. Adler hat auf die Aehnlichkeit dieser alten Westseite besonders der drei Oberfenster mit Jerichow, Diesdorf u. a. märkischen und mecklenburgischen Beispielen hingewiesen. Diese für turmlose frühgotische Westseiten typischen drei Fenster finden sich u. a. auch in Lügumkloster (um 1270). Daneben ist in Einzelheiten die weithin wirkende Marienkirche Lübecks von Einfluß gewesen. Von größter Bedeutung für den damaligen Abschluß im Westen ist sodann die Nachricht, daß im Jahre 1275 zwei Türme eingestürzt sind⁴¹⁾. Haupt will diese Angabe auf zwei Chortürme beziehen, obwohl gar nicht feststeht, daß in diesem Bauabschnitte schon am Chore gebaut wurde⁴²⁾ und obwohl es völlig unsicher ist, ob die jetzigen Treppenbauten zu beiden Seiten des Chores oder etwaige frühere an dieser Stelle jemals als Türmchen ausgebaut waren⁴³⁾. Adler⁴⁴⁾ und der Däne Helms⁴⁵⁾ ziehen dagegen hieraus den natürlichen Schluß, daß der Dom die in der ganzen romanischen Zeit im germanischen Gebiet von Straßburg (1015) bis Lund (1145) allgemein üblichen zwei Westtürme gehabt hat. Dieser Schluß hat sich zur Tatsache verdichtet, nachdem 1889 unter der Erde die Grundmauern zweier riesiger Westtürme, bis in eine Tiefe von 3,80 m reichend, freigelegt wurden (s. Abb. 16 nach Ehrhardts Aufnahme). Die 11,40 bis 12,70 m breiten Steinpackungen enthalten außer kugeligen und gespalteten Granitfindlingen, Erde, kleinere Steine auch Ziegelbrocken ohne Mörtel. Stiehl macht darauf aufmerksam⁴⁶⁾, daß diese Art der trockenen Packung rundlicher Granitgeschiebe die übliche, etwas sorglose Art der Gründung seit der Frühzeit des Backsteinbaues war und daß dieser Umstand viel mehr als ungenügende Stärke der Widerlager oder dergleichen zum häufigen Einsturz von Mauern und Gewölbungen geführt hat⁴⁷⁾. Es kann mit Sicherheit angenommen werden, daß hierin auch der Hauptgrund für den plötzlichen Einsturz der Türme lag, nachdem der Druck der inneren Wölbungen

Zeit werden sie allgemeiner. Stiehl hat hervorgehoben, daß von dem Winkel von 120° häufig mehr oder weniger abgewichen wird, je nachdem wie sich die Fenster am besten in die Wandflächen einfügten (a. a. O. S. 59). Der Spitzbogen tritt in Schleswig-Holstein erst ziemlich spät auf, z. B. in Lügumkloster und Altenkrempe erst um 1250. Völlig gotische Bauteile entstanden in Lügumkloster nicht vor 1270.

⁴⁰⁾ Das Portal war bis 1888 erhalten und ist auch auf Abb. 4 zu erkennen.

⁴¹⁾ Langenbeck, *scriptores rer Danic.* I 169: Anno 1275 duae turres ecclesiae S. Petri in Sleswic corruerent.

⁴²⁾ Der einzige Rest, der darauf hinweisen könnte, ist der auf Abb. 15 gezeichnete Ziegeldienst, der mit seiner Granitbasis mit Eckknollen in eine frühere Zeit weist. Er deutet auf eine vorläufig nicht durchgeführte Wölbeabsicht im Chore.

⁴³⁾ Nach dem Braunschens Stadtbilde endigten sie 1584 in Staffeln, bis 1888 in einfachen Giebeln mit Satteldach (s. Abb. 3).

⁴⁴⁾ Ehrhardt dagegen bezweifelt neuerdings die Westtürme wegen der verhältnismäßig losen Steinpackungen der aufgedeckten Turmgrundmauern ohne Kalkmörtel, die aber bei vielen anderen Grundmauern dieser Zeit u. a. auch beim Schleswiger Dom an anderen Stellen (z. B. bei der Westmauer, unter der Pfeilerreihe und im nördlichen Querschiff) nachgewiesen sind. Als Ersatz für die eingestürzten Türme wurde auf der Erhöhung nördlich vom Chore ein niedriger gotischer Glockenturm gebaut, den Ehrhardt vor dem Abbruche 1889 erforschte (Zentralbl. d. Bauverwaltung 1897). Hierbei folgte man der schleswig-holsteinischen Gewohnheit, abseits stehende Glockentürme (in Holz) zu errichten. Die älteste (Marien-) Glocke, im Kriege eingeschmolzen, war von 1396.

⁴⁵⁾ In den „Aarbørgern fra nord. Oldkynd og Hist“ 1898.

⁴⁶⁾ Zeitschr. f. Gesch. d. Architektur 1913, S. 51.

⁴⁷⁾ Das ist u. a. auch die Ansicht eines alten Praktikers wie Debo, der nach dem plötzlichen Einsturze der beiden Westtürme der neuromanischen Garnisonkirche in Hannover am 25. 7. 1893 als Sachverständiger zugezogen wurde (s. Debo, Lehrbuch der Mauerwerkstrukturen 1901, S. 306). Am Kreuzgange („Schwahl“) in Schleswig hat sich die Nordseite, wahrscheinlich auch mit aus diesem Grunde, erheblich (etwa 0,5 m) nach außen geneigt und ist hier durch starke Strebeulen abgestützt, die nach dem fast gleichen Steinformat zu schließen, nicht, wie Adler vermutet, erst im 18. Jahrh., sondern bald nachher gesetzt wurden. Auch an vielen anderen Stellen des Dombaues lassen sich derartige Schrägstellungen und ausgebeßerte Risse beobachten. Vermutlich sind auch die auffallenden großen Risse anderer mittelalterlicher Türme (z. B. beim Dom in Lübeck) durch solche Fehler in der Gründung hervorgerufen. Baltzer vermutet hier auch zu frühes Ausrüsten vor genügender Uebermauerung der Widerlager. Auch in spätgotischer Zeit sind Türme häufig eingestürzt (z. B. 1366 St. Nicolai, 1382 St. Marien in Stralsund).

die Außenmauern in Bewegung setzte und daß dieses Ereignis bald nach Ausführung der Türme geschah, wobei es zweifelhaft bleibt, wieweit dieselben fertiggestellt waren. Das erwähnte Kirchenmodell am Petriportal läßt die Folgerung als wahrscheinlich erscheinen, daß schon von Anfang an bei dem Granitbau Knud Lawards zwei Westtürme geplant waren. In Ratzeburg kam nicht einmal die Absicht von Doppeltürmen über der Erde zur Ausführung, in Schleswig stürzten sie — vermutlich nur teilweise vollendet — ein.

6. Erste gotische Bauzeit (seit etwa 1300).

Die Pfeilervorlagen im Joche neben dem Querschiffe mit trapezoiden Kapitälern⁴⁸⁾ und abwechselnd roten und braunen (nicht glasierten) Ziegeln deuten die erste Absicht an, das Mittelschiff zu wölben und stellen wohl die letzte Tat der Uebergangszeit dar. Die übrigen, abwechselnd mit grün glasierten Steinen gemauerten Pfeiler sind im Grundriß und Knospen-Kapitälern bereits völlig gotisch. Auch die entwickelten Formen der spitzbogigen achteiligen Kreuzgewölbe wird man schwerlich in dieselbe Zeit wie die Trapezkapitäl-Pfeiler setzen dürfen, wie Adler dieses getan hat, um seine Uebergangsbasilika des gebundenen Systems zu stützen. Zwischen Eckdienst und Schildbogen besteht nämlich kein Zusammenhang. In der Uebergangszeit wölbte man in Lübeck, Ratzeburg und Segeberg noch ohne Rippen. Es ist daher wahrscheinlicher, anzunehmen, daß man die auffallende achteilige Wölbform erst wählte, um die bereits in der Obermauer vorhandenen gepaarten Fenster in einfacher Weise in diese Achteckteilung hineinzuziehen. Sie sitzen fast genau unter dem Scheitel der beiden ungleich langen spitzen Schildbogen (Abb. 9). Bei gleichzeitiger Anlage von Fenstern und Gewölbungen hätte für die seltene Achteckform der letzteren kein Grund vorgelegen. Die Einwölbung muß sich nach der Verschiedenheit der Pfeiler von Westen zum Osten hingezogen haben und mit dem westlichsten Pfeiler etwa gleichzeitig erfolgt sein. Sie geschah noch teilweise unter Verwendung von Tuff (26 cm stark), während die spätgotischen Seitenschiffwölbungen ganz aus Ziegeln bestehen.

Die Ausführung des geräumigen Chors für die gewachsenen Bedürfnisse des Domkapitels in Form einer dreischiffigen Hallenkirche mit hohen zwei- und dreiteiligen Fenstern, diese beiderseits mit doppelten Rundstäben, außen mit einfachen Basen und Kapitälern besetzt, führt in die fertige Zeit der Gotik. Feinste bauliche Einzelheit ist der dreiteilige überwölbte Bischofssitz, von Adler und Haupt (Bd. 5 S. 679) zeichnerisch wiedergegeben. Auf die reiche Ausmalung des Chores und der sonstigen Gewölbe kann hier nicht eingegangen werden. Für die Zeit der Entstehung gibt einen erwünschten Anhalt das Bild des Bischofs Bertold im südlichen Chor-Seitenschiffe mit der Ueberschrift: Ep (is) c (opus) Bertoldus, der 1307 starb und bei seiner Verewigung an dieser Stelle wohl als der Schöpfer der Choranlage anzusehen ist⁴⁹⁾.

Ein zweites großes Werk, vermutlich nach einem Brande von 1309, aus dieser Blütezeit der Gotik, die für das zum ersten Male vereinte Schleswig-Holstein zugleich eine Zeit politischer Blüte unter Gerhard dem Großen (1293—1340) war, ist der Kreuzgang, seit alters her der Schwahl genannt⁵⁰⁾. Seine von St. Gallener Schema abweichende Lage an der Nordseite erklärt sich dadurch, daß die Südseite mit dem reicheren Petriportal, den reicher profilierten Fenstern, glasierten Steinen und dergl. stets als Hauptzugangsseite der Kirche behandelt und daher zu schonen war, eine in ganz Schleswig-Holstein verbreitete Sitte, wo die meisten älteren Kirchen

⁴⁸⁾ Deren Krümmung über Eck nicht eine einfache Kegelform wie in Jerichow (seit etwa 1200) ist, sondern eine frei gekrümmte Linie, wie sie Stiehl als in den ältesten Trapezkapitälern von Mölln, Altenkrempe usw. nachweist (a. a. O., S. 84). Eine Aehnlichkeit mit der dänischen achteckigen Grundrißform besteht nicht.

⁴⁹⁾ Aus derselben Zeit stammt der damals beschaffte Ciborien-Altar mit den 3 Königen vor Maria mit dem Kinde „im Stile der monumentalen Dekoration“ dieser Zeit (s. Mathaei, Holzplastik in Schl.-Holstein bis zum Jahre 1530, Leipzig, Seemann 1901, und Saueremann im Schlesw.-Holst. Jahrbuche 1924, S. 114). Er diente bis zur Aufstellung des Brüggemannschen Altars (1666) als Hauptaltar und stellt außer einigen älteren Grabsteinen das einzige aus dem Brande von 1440 gerettete Stück dar. Die Taufe (aus Nordstrand kommend) ist von 1480 (1666 verändert), das schön geschmiedete Chorgitter von etwa 1500, die Messingkronen von 1661.

⁵⁰⁾ Das Wort „Schwahl“ hängt mit dem dänischen *svala* = wehen und *svalka* = kühlen zusammen und bedeutet einen etwas luftigen Gang. Vielleicht besteht auch eine Erinnerung an den „svalegang“ = die Schwellen schützenden Gang der nordischen Holzkirchen (s. Sesselberg, Die frühmittelalterliche Kunst der germanischen Völker, Berlin, Wasmuth 1897, S. 70). Besondere architektonische Aufmerksamkeit verdienen die Konsolen und Schlußsteine aus Stuck, ein Stoff, der schon seit romanischer Zeit vielfach im Innern auftritt (siehe Stiehl a. a. O., S. 62).

einen Turm mit Westeingang nicht kennen und abseits gebaute hölzerne Glockentürme das Uebliche waren. Vielleicht standen auf der Südseite in Schleswig Wohnbauten oder der Friedhof im Wege und endlich war auf den Schutz vor Angriffen von der Schleiseite her Bedacht zu nehmen. Nach den Ausgrabungen von 1890 war der ganze Dom-Bezirk als kleine Festung mit hohen Mauer- und Wehrtürmen umgeben (Abbildung bei Haupt Bd. 5).

Die verschiedenen, allmählich gröber werdenden Profile der Fenster und Wandnischen zeigen, daß er vom Osten zum Westen hin gebaut wurde⁵⁴). Ob an Stelle des heutigen nördlichen Seitenschiffes von 1501 ehemals — wie Adler glaubt — ein südlicher Kreuzgangflügel vorhanden war, könnte vielleicht durch Grabungen festgestellt werden. Die feingliedrigen Einzelheiten, besonders der beiden Portale sind bei Haupt (Bd. 1 und 5), Adler und Sauer mann dargestellt. Auch hier weist die vollendete künstlerische und technische Formbehandlung nicht nach Dänemark, sondern in aller Deutlichkeit nach Lübeck, Wismar, Stralsund (Nikolaikirche) Stargard. Die Portale stehen in ihrer feinen Modellierung weit über denen der späteren Kirchen-Nordwand, die 1450 die zwei End-Kreuzgewölbe des Schwahls durchschneidet. Nach Haupt war der Schwahl bis zum Jahre 1743 zweistöckig, oben die Schlaf- und Wirtschaftsräume, dieses Stockwerk vermutlich in Fachwerk, ähnlich wie in Ratzeburg, Stendal oder bei St. Michael in Hildesheim, wo die heute noch vorhandenen Obergeschosse auch erst späterer Zeit entstammen (18. Jahrh.). Da sich in der Ecke des Ostflügels in der oberen Mauer über der alten Sakristei (bei der Kunstammer) drei kleine gotische nach Westen gerichtete Fenster erhalten haben, so kann dieses Schwahl-Obergeschos — wenigstens an dieser Stelle — erst später (nicht vor 1500) angelegt sein. Das Anschneiden der alten Dachlinie der Nordwand der Kirche gibt weitere Anhaltspunkte. Abb. 1 zeigt auch noch den 1910 abgerissenen malerischen Dreigiebel-Fachwerkbau, der sich vor die Ostseite legte und zu Wohnzwecken diente⁵⁵).

7. Letzte gotische Bauzeit (nach 1408 und von 1440 bis 1500).

Bei Beginn des 15. Jahrhunderts war der Dom trotz aller vorhergegangenen Verbesserungen nachweisbar in sehr baufälligem Zustande und es ist damals (seit etwa 1408) bereits ein Ausbau begonnen⁵⁶). In größtem Umfange ist man aber erst nach einem vernichtenden Brande von 1440 und einem kleineren von 1447 an die große Aufgabe, die man sich gestellt hatte, herangegangen. Sie bestand in der völligen Aufgabe der Basilikaform des Langschiffes und Umwandlung desselben in eine fünfschiffige Hallenkirche mit ins Innere gelegten Strebepfeilern, zwischen welchen hohe Seitenkapellen gespannt wurden (ähnlich wie bei den bekanntesten, weil reichgeschmücktesten Beispielen dieser gotischen Endergebnisse von St. Katharina in Brandenburg, St. Marien in Königsberg-Neumark und Stargard, St. Jakobi-Stettin). Dadurch wurde mit feinem Raumgefühl folgerichtig die Einheit mit dem Chore wiederhergestellt und dem Drange der Zeit nach Steigerung der Abmessungen gefolgt. Ein großer Zug in dieser ganzen weiträumigen Bildung des Innern läßt sich gar nicht verkennen. Er erscheint in vielen Kirchen der Zeit, die man damals ganz oder teilweise in Hallenkirchen umwandelte, z. B. auch in Bremen. Auch hier fällt ein großer Bauabschnitt mit einem großen Abschnitt schleswig-holsteinischer Geschichte zusammen. In dem Hinstreben von Langschiff und Chor zur Gleichartigkeit erscheint das Spiegelbild des immer engeren Zusammenwachsens von Schleswig und Holstein in dieser Zeit. Auf dem Tage von Ripen 1460 erzwang die

⁵⁴) Umgekehrt sind die wertvollen (15) Wandmalereien, nach der immer deutlicher werdenden Sicherheit der groß stilisierten Umrißzeichnung zu schließen, vom Westen zum Osten gemalt (um 1309), die farbigen „Drolieren“ der Gewölbe später (um 1360). Ähnlichkeiten mit den neuerdings aufgefrischten Malereien im Chor des Kölner Doms (1322) bestehen nur in wenigen Einzelheiten, mehr dagegen mit Wienhausen (Klosterkirche) und besonders mit englischen Beispielen der Zeit (s. Forschungen Plambeck-Kiel 1920). Eine Wiederherstellung der schon von Adler als sehr wertvoll erkannten Schleswiger Bilder unter Erneuerung der alten Fensterverglasung ist in Vorbereitung. Bis 1888 befand sich an der Westseite des Schwahls im ersten Gewölbefelde eine spitzbogige Tür. Sie diente bis zu dieser Zeit als Zugang zum hier stattfindenden „Dom“-Markt, der dann nach Wiederherstellung der Bilder aufhörte. Die vermauerte Stelle ist ersichtlich.

⁵⁵) Nach den Forschungen des Propstes Stoltenberg wohnte hier 1640—43 der „Reitvogt“ Peter Clüver, eine Art „Dominspektor“, der die Einkünfte des Domkapitals von der Landbevölkerung einzog (s. „Schleswiger Nachrichten“ v. 9. April 1926).

⁵⁶) Westphalen a. a. O. Fragm. hist. Sleswicensis 7. III. 306 („ad aedificandam ecclesiam, quae collapsa et ruinosam erat“). Propst dieser Zeit war Heinrich von dem Sehe, der wohl, wie Adler vermutet, die Oberleitung hatte.

schleswig-holsteinische Ritterschaft vom Dänenkönige Christian I die Anerkennung der Unzertrennlichkeit von Schleswig und Holstein („up ewich ungedelt“).

Im Aeußeren finden wir den allgemeinen Grundzug dieser Spätzeit nach Zusammenhalten der Massen und Flächen unter Vermeidung von Vorsprüngen und größter Zurückhaltung im Zierwerk. Die Südseite erscheint auch in diesem Bauabschnitt durch gedoppelte Blenden und Glasurschichten gegenüber der abgelegenen Nordseite (s. Abb. 4) besonders ausgezeichnet. Die Einzelformen sind von der in dieser Zeit eintretenden, etwas trockenen Bildung. Vollendet wurden die Arbeiten, nach den Jahreszahlen der Ziegel zu schließen, an der Südseite 1450, an der Nord- und Westseite, wo die bisherige Ansicht übermauert und entsprechend dem neuen hohen Einheitsdache erheblich erhöht wurde, 1501 und 1521. Im Innern wurden die Granit-Zwischenpfeiler abgebrochen, die Hauptpfeiler an beiden Seiten durch je 70 cm breite 1,70 m tiefe Vorlagen verstärkt und durch weitgespannte Rundbögen⁵⁷) verbunden. Die Oberfenster darüber wurden vermauert, ihr Umriß und das Zurücktreten der Oberwand ist unter dem Verputz kenntlich geblieben (s. Linie a—a auf Abb. 9). Der Schub der neuen Längs-Gurtbögen zwischen Mittelschiff und Seitenschiff hat die Westwand zum Ausbauchen gebracht. Als Gegenwirkung wurden 1544 und 1546 die riesigen (2,70 × 3,60 m starken) äußeren Strebepfeiler gesetzt (Abb. 4, 5, 16), im Innern aus Feldsteingranit mit durchgehenden Ziegelschichten in Abständen von 1 m bestehend. Von den unteren Kapellen der Seitenschiffe, die naturgemäß erst nach Fertigstellung der Außenmauern eingebaut werden konnten, ist die in der Südwestecke von etwa 1480, in alter Form 1889 wieder freigelegt, ebenso die hier nach der Südseite führende kleine Tür, welche nach Einrichtung der Kapelle als Gruft (v. Ahlefeld um 1630—1632) zugemauert war⁵⁸). Ueber sämtliche, heute nur an der Südseite noch überwölbten Kapellen scheint nach den erhaltenen Durchgangsöffnungen zwischen den Strebepfeilern ein vollständiger Rundgang im Innern, auch im Chore als eine Art Empore geführt zu haben (wie bei St. Marien in Prenzlau). In der Südwestecke fand sich (ähnlich wie in Bordes-holm, Hadersleben usw.) der Rest einer im Mauerwerk ausgesparten Wendeltreppe von 1,76 m Durchmesser mit kleinem Dreipaßfenster. Auf dem Braunschen Stadtbild von 1584 tritt sich auch außen hervor und scheint den Zugang zu dieser Umgangs-Empore vermittelt zu haben. In diese spätgotische Zeit gehört auch die Neugestaltung der oberen südlichen Querhausseite, an deren romanische Entstehungszeit nur die östliche Ecklisenen und zwei vermauerte Rundfenster aus Tuff erinnern, während die zwei gotischen Fenster denen der Südseite des Langhauses entsprechen und die um 1500 gebaute „Fürstengruft“, die vermutlich zu Anfang als Sakristei des vermehrten Klerus diente. Die einfachen, etwas derben Formen aller dieser Spätbauten enthalten nichts von hervorzuhebender Bedeutung.

Eine alte Grundrißzeichnung aus dem Jahre 1769 (Abb. 5) zeigt noch manches heute Verschwundene, so die alte Westempore mit der Hauptorgel (1534 zuerst erwähnt), die frühere Stellung der schönen Kanzel (Eiderstädter Typus von 1560) und besonders die Stellung des spätgotischen Lettners (Stuck) von etwa 1500, der die Trennung zwischen dem Chore (St. Petri) des Domkapitels und der Schiffskirche (St. Laurentii) der Domgemeinde bildete. Er wurde 1832 in zwei Teile getrennt und diese als Empore in die Querflügel versetzt (Abb. 2)⁵⁹), ein verhängnisvoller Eingriff,

⁵⁷) Der Halbkreis an dieser entscheidenden Stelle muß in der Zeit der Gotik auffallen, ist aber bei Uebereinstimmung des Steinformats mit den übrigen spätgotischen Teilen nicht zu bezweifeln. Er findet sich übrigens öfter an dieser Stelle bei damals veränderten Kirchen z. B. in Mölln (1453), wo Schleswig wohl das Vorbild abgab. Die Kreuzgewölbe der Seitenschiffe bestehen ganz aus Ziegeln, 13 cm stark, ohne Verband der Rippen mit den Kappen, wie er bei den älteren, 27 cm starken Mittelschiffsgewölben noch vorhanden war.

⁵⁸) Außer den Gräften, die nach Einführung der Reformation, meistens jedoch erst im 17. Jahrh. in üblicher Weise an Stelle der Seitenkapellen für die großen Familien des Landes eingerichtet wurden, finden sich auch an anderen Stellen des Dominnern Grabgrüfte, die im Ehrhardt'schen Tagebuche vermerkt sind, das auch über alle vorgefundenen Epitaphien, Bilder, Jahreszahlen usw. wertvolle Auskunft gibt.

⁵⁹) An alter Stelle trug er eine Orgel und Uhr des 16. Jahrh. mit großem Zifferblatt, wie sie in den Küstengegenden für die Schifffahrt treibende Bevölkerung üblich war (z. B. in Lübeck, Rostock, Wismar). Das alte Werk ist im Dache, das Zifferblatt in der 1889 eingerichteten „Kunstammer“ noch vorhanden. Dasselbst befinden sich noch viele wertvolle Teile und Bruchstücke alter Herrlichkeit. Als Anhalt zur Feststellung der in dänischer Zeit (1832, 1846—47) und späterhin verschwundener Stücke, auch geschnittener Emporen, Wappen usw., sind die Beschreibungen bei Sach (Gesch. der Stadt Schleswig 1875) und Johannes von Schröder (Gesch. und Beschr. der Stadt Schleswig

der liturgisch und akustisch nicht mehr zu bewältigende Raumgrößen schaffte und so zu großen Schwierigkeiten führte⁵⁷⁾.

Ergebnis.

Wenn Dehio bei seiner Erwähnung des Schleswiger Doms zu einem absprechenden Urteil kommt und eine eingehende Beschreibung des großen Bauwerks für nicht nötig erklärt⁵⁸⁾, so ist dieses wohl, ebenso wie seine abfällige Bemerkung über Brüggemanns Altar⁵⁹⁾, darauf zurückzuführen, daß er den Dom aus eigener Anschauung nicht kennt. Eine etwas eingehendere Darstellung der Baugeschichte erscheint für die Betrachtung des Dombaues im Rahmen der norddeutschen Backstein-Bauzeit nicht überflüssig, wäre es auch nur, um festzustellen, daß der Schleswiger Dom ein durch und durch deutsches Baudenkmal ist. Die Uebereinstimmung seines ersten Grundrisses mit dem Dome von Lund beruht schließlich auf der Abstammung beider vom Kaiserdom in Speyer (1030). Und ebenso groß und sicher sind die Aehnlichkeiten mit Königslutter (Grundriß, Querschiffsgiebel, Säulen- und Löwenportal). Auch im übrigen haben seine Ziegelbauformen nichts Dänisches oder Schwedisches,

1827) wertvoll. Bis zur Reformation (1532) waren außer den beiden Hauptchören (St. Petri und St. Laurentii) 7 Chöre und nicht weniger als 45 Altäre vorhanden! Die schön geschnitzten Gestühlswangen des Langschiffes (1557) sind bei Sauermann abgebildet (Jahrbuch 1924.)

⁵⁷⁾ Näheres s. bei Biehle, Untersuchungen am Dome zu Schleswig (Raum- und akustische Probleme) Leipzig, Siegel 1922.

⁵⁸⁾ Dehio, Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler, Bd. II, S. 386. Die dortigen Angaben über Schleswig-Holstein enthalten leider soviel Unzutreffendes, daß es zu weit führen würde, es hier zu widerlegen.

⁵⁹⁾ Dehio, Gesch. der deutschen Kunst, 3. Bd., S. 165, wo auch auffällt, daß Brüggemann, der nach neueren Forschungen aus Walsrode (Prov. Hannover) stammt, als „aus Lüneburg“ genannt wird. Dem großen Künstler, der als Bildhauer mit Dürer, dem Zeichner, fast in eine Linie gestellt werden kann, ist bisher nur Matthaei in vorgenanntem Werke einigermaßen gerecht geworden. Wenn er auch weder die Phantasie eines Bernt Notke noch das Pathos eines Klaus Berg erreicht, sondern einen von beiden Richtungen gleich weit entfernten Mittelweg abgeklärter Reife geht, so fehlt es ihm doch keineswegs an ausgeprägter Eigenart und innerem Feuer. Zu einer besseren Beurteilung werden hoffentlich große photographische Aufnahmen beitragen, die nach jetziger gründlicher Entstaubung des wundervollen Altars gemacht werden sollen. Neben diesem von Dürers kleiner Passion (1511) etwas beeinflussten Hauptwerke Brüggemanns (1514—1521) muß als letztes großes Ausstattungsstück des Mittelalters der ebenfalls holzgeschnitzte große Christopher genannt werden, in jeder Falte noch voll von germanischer Leidenschaft (ähnlich dem in der Münchener Frauenkirche), während das daneben stehende marmorne Freigrab König Friedrichs I. (1533 gestorben, 1555 aufgestellt), von Cornelis Floris schon die rückhaltlose Anwendung der artfremden Renaissance bekundet. Beide standen bis 1902 an anderen Stellen.

sondern sind, wie im Einzelnen gezeigt, aufs engste verwandt mit den romanischen und gotischen gleichzeitigen Ziegelbauten der deutschen Vetter in Holstein, Lübeck, Hamburg, Mecklenburg, Brandenburg und Pommern. Wenngleich mit den bedeutenderen Domen von Lübeck, Brandenburg, Havelberg oder der Jerichower Kirche an Größe, Kraft und Einheitlichkeit der Baugesinnung nicht zu vergleichen, steht er in seinen romanischen Teilen doch als erste in zweiter Linie, vor den kleineren Raum-Versuchen in Segeberg, Oldenburg, Altenkrempe und Mölln. Die Absicht Knud Lawards, ihn wie die großen Vorbilder von Lund und Königslutter auch in den Einzelformen ganz aus heimischem Naturstein, hier Granit und auswärtigem Tuff, als Füllstoff zu bauen, scheint allerdings nicht verwirklicht zu sein. In der Zeit der ersten Ziegelbauten des Landes, um 1170: Segeberg, Lübecker Dom, Oldenburg, die bei den Einzelheiten noch zu großen Blöcken aus heimischem Stuck (Segeberger Gips) greifen, hat der Dombau in Schleswig geruht. Dagegen ist er im Querschiffe einer der ältesten Versuche des voll entwickelten Ziegelbaues, der jeden anderen Baustoff ausschließt (ab 1185). Als solcher steht er an architektonischer Bedeutung unmittelbar neben dem Ratzeburger Dome, den ein glücklicheres Geschick vor zahlreichen Umbauten bewahrte, die das einheitliche Bild bei Schleswig nicht klar überlieferten. Die edle Einfachheit und Feinheit der Gestaltung von Lügumkloster werden allerdings in den Schleswiger Uebergangsteilen nicht erreicht. Auf die kleineren Kirchen des Landes, besonders auf Mölln (später auf Meldorf) ist er von maßgebendem Einflusse gewesen. Als Werk reifer gotischer Raumbewältigung großen Umfangs steht er in Schleswig-Holstein einzig da und zusammen mit St. Marien in Hadersleben⁶⁰⁾ unter den norddeutschen Zeitgenossen an achtunggebietender Stelle. Aber während in Hadersleben das nordische Vorbild von St. Marien-Lübeck der hochgezogenen gotischen Basilika befolgt ist, bleibt man in Schleswig bei dem mitteldeutschen Ideal der weitgespannten Hallenkirche. Die Zusammenfassung des romanischen, räumlich groß gefühlten Querschiffes mit dem lichten Chor und der großzügigen fünf-schiffigen Hallenkirche des Langschiffes gotischer Zeit ergeben ein räumliches Endergebnis von geschlossener wehevoller Gesamtwirkung. Abgesehen von seinem architektonischen Werte bleibt der Dom in Schleswig edelstes Gefäß schleswig-holsteinischer Kunst und Geschichte. Keine andere preußische Provinz hat eine Hauptkirche, die in jedem Bauabschnitt so eng mit dem innersten Leben des Landes verwachsen ist, dessen wechselvolle Geschichte von Anfang an bis in die neueste Zeit durch stetig aufeinander folgende Umbauten getreulich widerspiegelnd. Als riesiger Wächter des Deutschtums steht der Dom in Schleswig in der Nordmark des Reiches, gerichtet nach oben, gerichtet aber auch gegen Norden, als Stein gewordener deutscher Kulturwille.

⁶⁰⁾ Deren Beziehungen zu St. Marien und den anderen Kirchen Lübecks neuerdings durch eine Arbeit Güttels (Dissertation Kiel 1925) klargelegt sind. Die abwechslungsreiche Baugeschichte des Schleswiger Doms läßt sich in ihrer Art mit der des Lübecker Doms vergleichen, wo in jedem Bauabschnitte ähnliche Bauabsichten vorlagen. Doch fängt die des Schleswiger Doms erheblich früher an und endigt erheblich später.